
ibliothek für junge Mädchen
Aus Marfa's Jugendzeit.
A. Riffarth
Verlagshandlung
M.Gladbach.

Aus Marfas Jugendzeit.

Riffarths Mädchenbibliothek.

Bibliothek für junge Mädchen
im Alter von 12—16 Jahren.

Herausgegeben
unter Mitwirkung bedeutender Jugendschriftsteller
von
Karl Ommerborn,
Rektor.

Erste Serie. V. Bändchen:

Aus Martas Jugendzeit.

Von **E. M. Hamann.**

M.-Gladbach und New-York.
A. Riffarth, Verlagshandlung.

Aus Marfas Jugendzeit.

Erzählung

von

E. M. Hamann.

Mit drei ganzseitigen Tonbildern und 10 Textillustrationen
von F. Schwormstädt.

M.-Gladbach und New-York.
A. Riffarth, Verlagshandlung.

Druck von A. Riffarth in M.Gladbach.

Inhalt.

1. Kapitel.

Abschiedsmahnung.

„Marfa!“

Die Gerufene, ein Mädchen von vierzehn Jahren, fuhr bei dem leisen Klang der Stimme zurück, als sei sie bei Ausübung eines Unrechtes entdeckt worden. Sie schaute durch das breite Mittelfenster des stattlichen, hochaufragenden Hauses, das die eine Seite des Lübecker Marktes fast beherrschte und mit seinem wunderlichen Schnitz- und Fachwerk jedem fremden Ankömmling in die Augen fallen mußte.

Drunten, in den Gemüse- und Fischhallen sowie an den Ecken der auf den Platz mündenden Straßen, herrschte ein reges Leben. Es war Markttag, und Verkäufer und Käufer führten über dem Anpreisen und Herabsetzen der Waren ein bunttöniges Sprachkonzert auf, dessen schrillere Laute in die Stille des großen Gemaches drangen, wo das Mädchen sich befand.

Sie stand noch immer am Fenster; doch hielt sie jetzt den Kopf zurückgeneigt, wie ungewiß, ob sie dem Rufe zu folgen habe oder nicht.

„Marfa!“ scholl es noch einmal herüber, und nun flog sie zurück in das anstoßende Zimmer, dessen Thür halb angelehnt war.

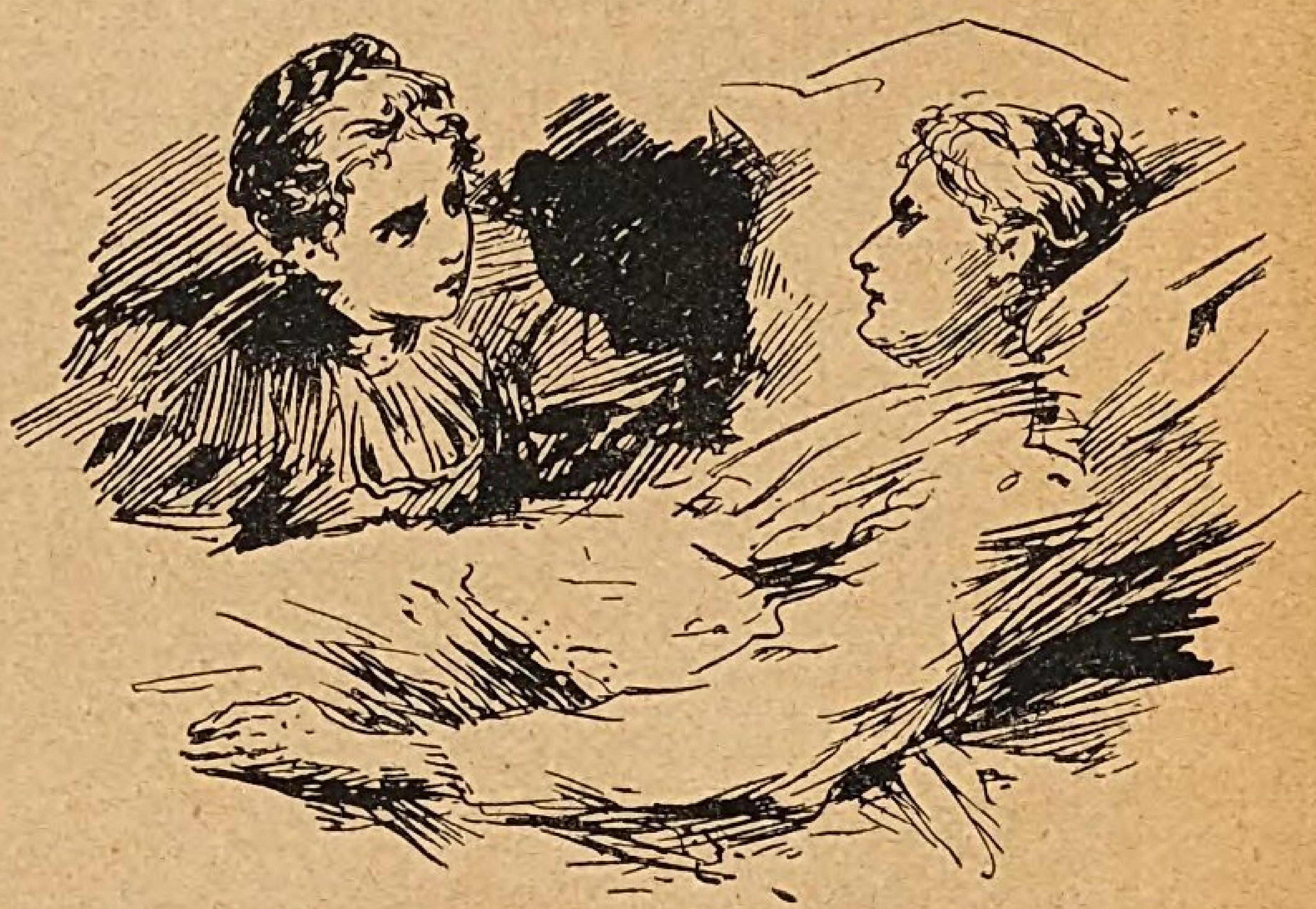
In der Mitte des Raumes stand ein großes Himmelbett, dessen schwere Behänge gegen das gegenüberliegende Fenster weit zurückgeschlagen waren.

„Komm zu mir, Marfa!“ sagte die auf dem Lager Ruhende, indem sie ihre Hand einladend ausstreckte. „Ich wartete eine Weile, bis es mir um meinen Liebling, der mich schier vergessen zu haben schien, zu bange wurde.“

„Aber, Mama!“ — es klang fast wie Ungeduld aus der Antwort — „ich war ja immer nebenan: warum klingeltest du nicht? Ich wäre gleich gekommen, da Anna auf den Markt gegangen und Kathinka in der Küche beschäftigt ist.“

„Komm, Marfa!“

Das Mädchen, welches sich in der Nähe der Thür gehalten hatte, kniete jetzt vor dem Bette der Mutter, die glänzenden blauen Augen zu deren tiefbraunen aufgeschlagen.



„Was hast du, Mama?“ fragte sie angstvoll, „fühlst du dich kränker? Vergieb, daß ich nicht gleich hörte! Ich glaube, ich war doch recht unachtsam. Es ging so lustig auf dem Markte zu, und du weißt, ich liebe das so — bitte, vergieb!“

Die schmale, bleiche Hand der Kranken legte sich beschwichtigend auf das blonde Kraushaar des Kindes. Es

war seltsam, welch eine Sprache diese Hand den kundigen Blicken redete: von einstiger Kraft und Festigkeit, von überstandenem Leid und dauernder körperlicher Qual. Und wie die Hand, so die Züge des noch immer jugendlichen Antlitzes: die ernste Stirn, die tiefliegenden und doch so klar blickenden Augen kündeten friedvolles Ueberwinden, die fieberroten, leise zuckenden Lippen Sehnsucht, Schmerz und Kampf.

„Siehst du, Marfa,“ sprach jetzt die auffallend weiche Stimme, „wie ich eben still für mich hinsann, während das goldene Sonnenlicht und die Tagestöne mich an dasselbe frohe Dasein gemahnten, das so verlockend an dein junges Herz spricht: da bat ich Gott, daß er mir beistehen möge, dir bald, dir noch in dieser Stunde zu sagen, was gesagt werden muß.“

Die Knieende schnellte empor und schaute der Mutter mit herzzerreißendem Ausdruck in die Augen. Dann schüttelte sie wie zur Abwehr die Locken und legte die Stirn in ihre auf den Bettrand gefalteten Hände.

Einen Moment ruhte der Blick der Mutter in unaussprechlicher Liebe auf der zusammengekauerten Gestalt. Dann richtete sie das Haupt ihres Kindes mit sanfter Gewalt in die Höhe.

„Heute ist der erste Tag der Herbstferien?“ fragte sie.

„Ja, Mama. Aber auch ohne das wäre ich zu Hause geblieben. Der Doktor meinte —“

„Sprich es aus, Kind, oder vielmehr, laß mich es sagen: er meinte, es könne bald schlimm, sehr schlimm mit mir werden — ist es nicht so?“

„Ja, Mama.“

„Armes Kind — und da bangte dir sehr?“

„Zuerst, ja. Er blickte gar so ernst, sagte auch — doch wozu das alles? Als du so sanft schliefest, wußte ich, daß er sich wieder einmal geirrt habe. Und so schickte ich Anna auf den Markt, da doch für Onkels Ankunft vorgesorgt werden mußte. Ich aber" — sie wurde brennend rot — „ich — langweilte mich so, und da stellte ich mich an das Fenster, um hinauszuschauen, wo die Sonne scheint und die Menschen so fröhlich sind."

„Armes Vögelchen: und wo du selber sein möchtest, nicht wahr? Ich weiß, meine Marfa hat stets den Mut der Wahrheit."

„Ja, Mama. Ich sehnte mich hinaus! So lang ist's her, seit ich mit dir an der Trave spazieren ging und draußen das Meer aufblitzen sah und die Möven schreien hörte. Ach, Mama, Mama, wirst du denn nie und nimmer gesund?"

Mit weitgeöffneten, thränengefüllten Augen sah sie zu der Kranken empor, um in der nächsten Sekunde aufzuspringen, die Arme ungestüm um den Hals der Mutter zu schlingen und Kuß auf Kuß auf deren Lippen zu drücken.

Dann, sich plötzlich besinnend, trat sie zurück und fuhr fort: „Warum aber sollst du nicht gesund werden? Es geht dir doch in der letzten Zeit besser, die Anfälle ausgenommen, vor denen ich mich zuerst so sehr fürchtete. Aber da sie doch eigentlich nichts geändert haben, fing ich an zu glauben, sie könnten nicht so gefährlich sein wie sie aussehen und —"

„Ja, ja," nickte die Kranke, „es ist so; man gewöhnt sich an alles, auch an das Schlimmste."

„O Mama, Mama," rief Marfa aus, indem sie sich wieder an dem Bette auf die Kniee warf, „du bist grausam!"

„Mein Liebling!“ — die Stimme klang rührend weich — kann eine Mutter grausam gegen ihr einziges Kind sein? Ich wollte dir nur zeigen, daß auch ein liebevoller Blick, so lange er noch draußen am Leben hängt, abzustumpfen vermag gegen den Fortschritt dessen, was über kurz und lang die Trennung bedeutet. Marfa, meine geliebte Tochter, die Zeit ist gekommen: du mußt mich hören!“

Ein Hustenanfall unterbrach die Sprechende. Als derselbe vorüber war, lehnte sie sich matt in die Kissen und schloß die Augen. Durchsichtige Blässe lag ihr auf Stirn und Wangen, aber mit festem Druck umschlossen ihre Finger die rosige, lebenskräftige Hand des Kindes. Nach einigen Minuten flüsterte sie: „Gieb mir die Medizin, oder besser: sage Kathinka, sie möge mir etwas Bouillon bringen.“

Als Marfa zurückkehrte, folgte ihr das Mädchen mit dem bestellten Labetrunke auf dem Fuße nach. „O gnädige Frau,“ sagte sie im Tone tiefsten Bedauerns, „haben Sie große Schmerzen? Soll ich den Herrn Doktor holen?“

„Nein, nein,“ war die leise, aber bestimmte Antwort, „es ist schon wieder vorüber. — Wenn Anna kommt, soll sie alles herrichten für den Besuch, der vielleicht schon mit dem Vieruhr-Zuge eintrifft. Thun auch Sie Ihr Bestes, Kathinka — der Herr ist etwas verwöhnt. Und nun lassen Sie uns allein; ich werde klingeln, wenn ich etwas brauche.“

Als sich die Thür hinter dem willigen Mädchen geschlossen hatte, sagte die Kranke: „Setze dich mir gegenüber, Marfa, daß ich dir in die Augen sehen kann. So, und nun gieb mir die Hand und höre mir zu, mein Liebling.

„Heute also kommt Onkel Alexander aus Petersburg. Er ist mein einziger Bruder, wie du weißt, der Liebling meiner Mutter, nach der du getauft wurdest, und der teuerste Freund deines Vaters, der, als er vor drei Jahren von uns ging, mich an ihn als die mir einzige bleibende Stütze wies. ‚Was Alexander dir rät, kommt aus treuem, klugem Herzen,‘ sagte er, ‚und laß Marfa nie vergessen, daß, wenn es Gottes Wille ist, er ihr an Stelle des Vaters stehen soll.‘ Die Bitte deines Onkels aber, nach dem Tode des geliebten Mannes in Petersburg zu wohnen, wo einst auch meine Eltern als Deutschrussen lebten, konnte ich nicht erfüllen. Es war mir unmöglich, mich von dem teuren Grabe zu trennen und die Stätte zu meiden, wo deines Vaters Liebe uns auf Schritt und Tritt umgeben hatte. So kam es, daß Onkel Alexander hier und da zu uns herüberreiste, um mir persönlich mit Rat und Trost zur Seite zu stehen — immer nur auf kurze Zeit, aber doch lange genug, um dein Herz zu gewinnen — nicht wahr, Liebling?“

Das Mädchen, das großäugig zu der Mutter hinüberschaute, nickte stumm.

„Einmal wird er kommen, um dich zu holen, Marfa.“

„Mama,“ schrie diese auf, „ich lasse dich nicht!“

Die Kranke schloß wieder einen Moment die Augen, während ein fahler Schatten über ihre Züge glitt. Dann fuhr sie fort: „Du mußt dich fassen, hörst du? Ich bitte dich darum, Marfa, Marfa!“

Mit einem Ruck richtete sich diese auf, und die Thränen mit der freien Hand hastig wegtrocknend, sagte sie fest: „Ich bin ruhig, Mutter.“

„Du bist mein geliebtes Kind,“ hub die leise, rührend weiche Stimme wieder an, „die Tochter deines willens-

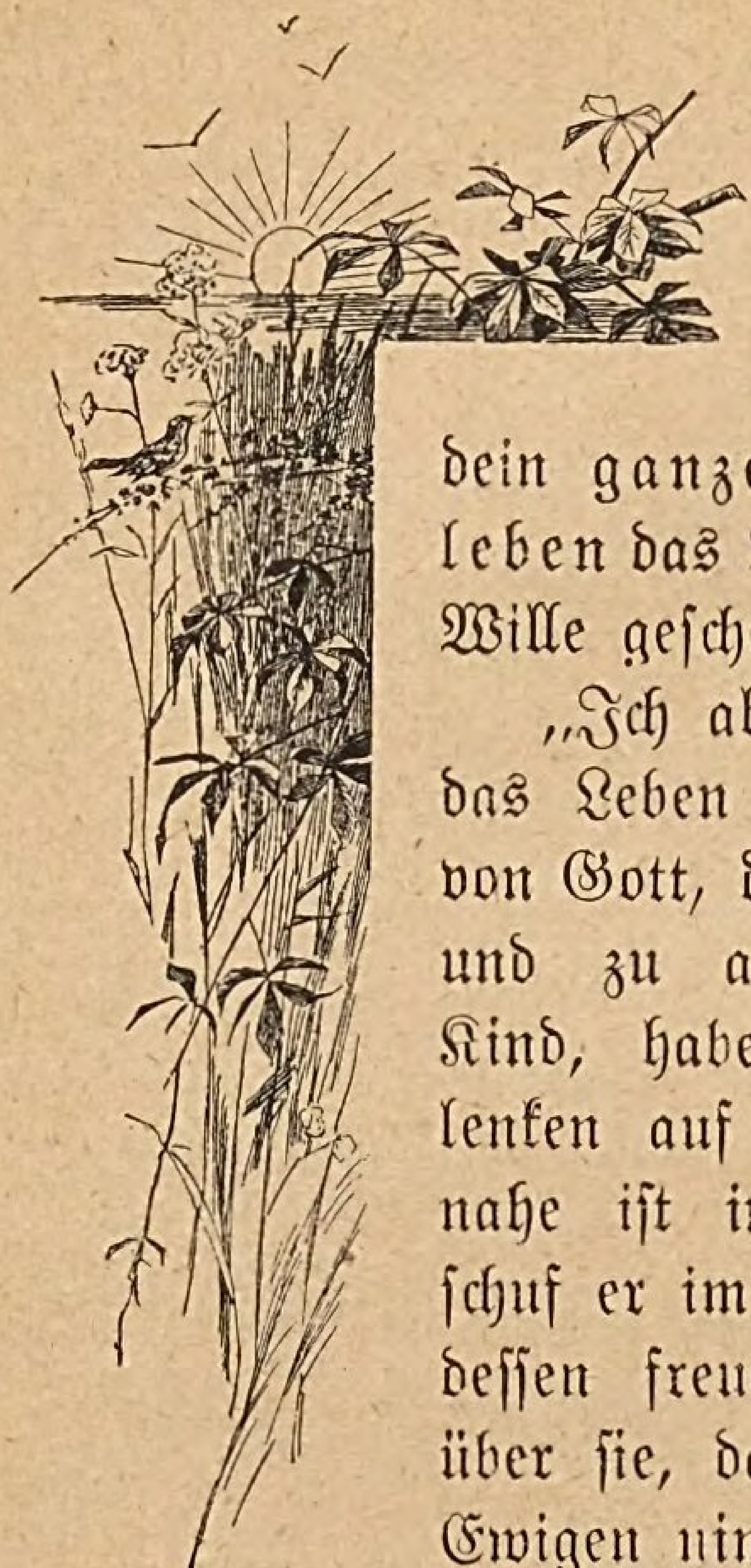
starken Vaters, aber auch die meine, und darum höre auf mein Wort, als sei es mein letztes. Sieh mich an, Marfa! Wie du, so war auch ich einst: voll heißen Glücksdranges, überall die Freude suchend, voll Durst nach Sonnenschein über und in mir. Und er war immer da: in der goldenen Jugend, später in dem Hause deines Vaters, das mir nur Gutes, Schönes bot. Die Sorge — ich kannte sie kaum, bis mir die Eltern rasch nacheinander starben. Aber auch jetzt noch fühlte ich mich sicher geborgen an der Seite des Mannes, der mir Glück und Stütze war. Dann wurdest du uns geschenkt, und eine neue Welt ging in dir mir auf. Doch ununterbrochen lachte das Leben mich an, strahlender, wonniger denn je.

„Da beugte Gott sich herab und legte sein Kreuz auf mich.

„Nicht plötzlich. Langsam trat die Krankheit an deinen Vater heran; aber nichts hemmte ihren schleichenden, unerbittlichen Gang. Ich aber rang gegen das Geschick, rang gegen Gott, bis er mir leise, dann immer deutlicher ins Herz sprach: ‚Nur die Sonnenseite des Daseins wolltest du kennen; nach der Erde mehr als nach dem Himmel stand dein Sinn. Nun wird dir dein Liebstes auf Erden genommen, damit es dich nachziehe auf den Himmelsweg.‘

„Und die göttliche Thränensaat, die mir damals zuerst aufging, befestigte dein Vater in Zartheit und Güte, bis sie mir Wahrheit wurde, die Liebe über das Grab hinaus, jene Liebe, welche gegründet ist auf Entsagung, Glauben und Geduld.

„Dann kam der Tag, an dem der Tod den Teuren von uns nahm. Aber selig blickte das Auge des Sterbenden. Lange sah er dich an, wie ich jetzt dich — hörst du nicht



jetzt noch seine Stimme?: ‚Das Leben ist süß: liebe es, mein Kind; doch süßer ist der Himmel und die ewige Liebe Gottes. Gieb ihnen dein ganzes Herz und lerne es demütig leben das Wort unseres Heilandes: ‚Dein Wille geschehe!‘‘

„Ich aber wußte nun, was es heißt: das Leben hinnehmen als eine Aufgabe von Gott, die wir lösen sollen zu eigenem und zu anderer Heil. Seitdem, mein Kind, habe ich versucht, dein Herz zu lenken auf den Willen Gottes, der uns nahe ist in Lust und Leid. Die Erde schuf er im Festtagsschmuck, daß wir uns dessen freuen. Den Himmel wölbte er über sie, daß wir über das Irdische des Ewigen nimmer vergessen. In den Schoß seiner heiligen Kirche aber rief er uns, daß wir sicher die Anfechtung überwinden und eingehen in die himmlische Heimat. Gottes Liebe wacht über dir. Damit sie in dir wache, mache ihr dein Herz weit auf. Für Gott und in Gott: das ist die wahre Liebe, vor der die Selbstliebe vergeht wie die Spreu vor dem Winde. Alles aber ist gut, was von oben kommt — und selig, wer das auch in Trübsal erkennt und sich willig beugt unter die Hand des Herrn. Willst du das thun, meine Marfa, wenn nun Gott mich von dir zu deinem Vater ruft?“

„O Mutter, Mutter,“ schluchzte das Mädchen, „was verlangst du von mir?“

Da richtete sich die Kranke auf. „Kniee nieder, damit

ich es dir sage: bändige dein heißes Herz, wenn es dich verlocken will zu selbstsüchtigem Genuß. Laß Gebet und Arbeit die Lichtengel deines Lebens sein — und denke, daß dein Vater und ich droben deiner harren. Nun aber komm nahe, ganz nahe, auf daß ich dich segne. Doch zuvor sprich mir gelobend nach: ‚Was auch geschieht, ich gehöre meinem Heiland!‘"

„Was auch geschieht, ich gehöre meinem Heiland!" kam es zitternd über Marfas Lippen.

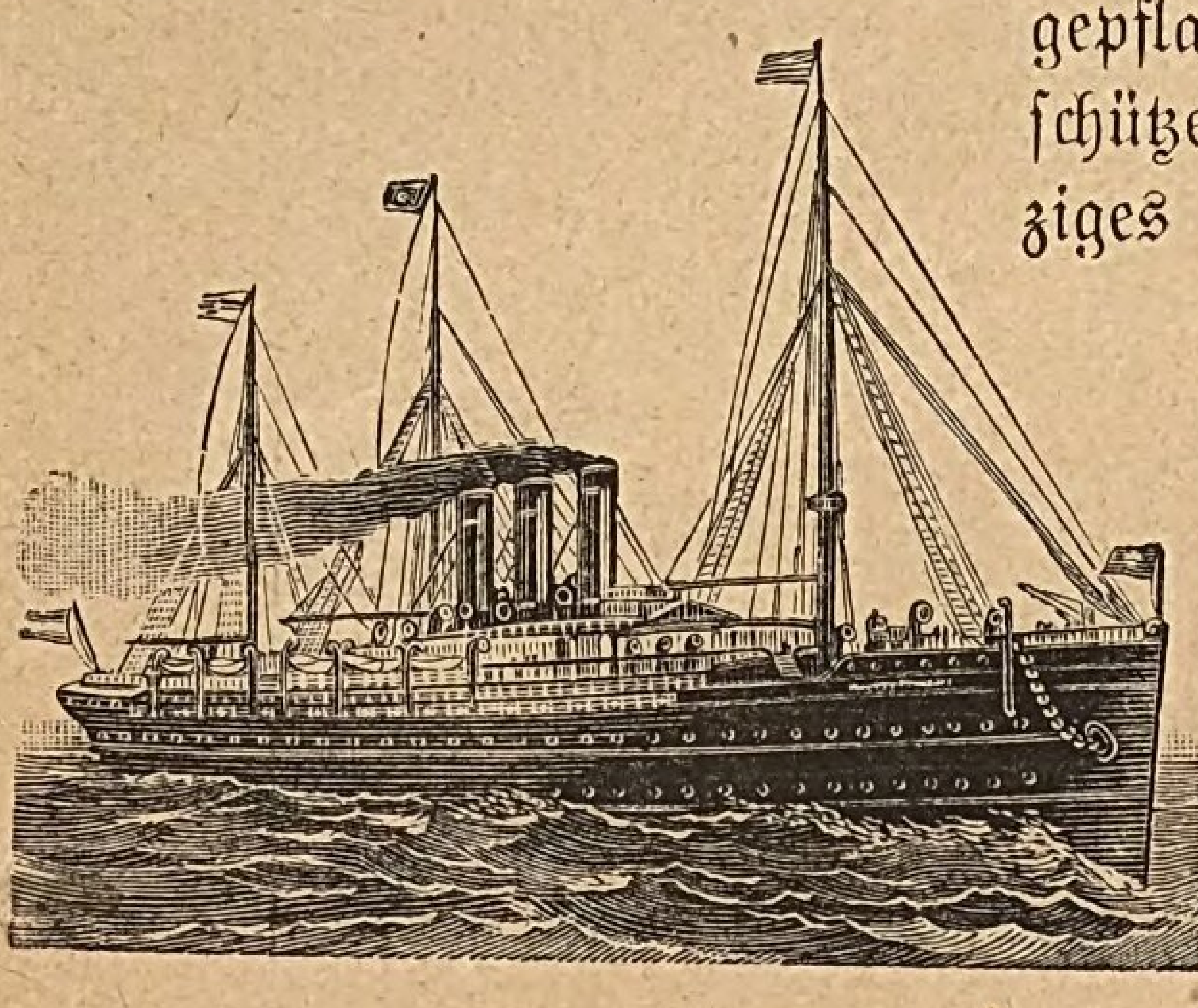
Ein Strahl der Freude glitt über das Antlitz der Dulderin. Mit betendem Aufblick legte sie beide Hände auf das gebeugte Haupt ihres Kindes. „Gott segne dich, Liebling, immerdar, und führe uns alle zusammen an seinem Throne!"

2. Kapitel.

Ankunft in der Fremde.

Es war drei Wochen später, als an einem herbstklaren Nachmittage ein aus Lübeck kommender Dampfer in den Hafen von Kronstadt einlief. Auf dem Deck des Schiffes befand sich unter den nicht allzu zahlreichen Passagieren ein stattlicher Herr mit dunklem Haupt- und Barthaar, der am Arm ein hochaufgeschossenes, in tiefe Trauer gekleidetes Mädchen führte.

„Siehst du, Marfa," sagte der Herr, indem er mit der freien Linken auf die gewaltigen Bollwerke und Batterien zu beiden Seiten des Ufers hinwies, „das ist die gefürchtete Meeresveste, welche unsere Zarenstadt vor jedem feindlichen Einfall schützt. Bemerkst du die finsteren Eisenschlünde dort über und zwischen den kolossalen Quadermauern? Das sind die in langen Reihen aufgepflanzten Festungsgeschütze, bereit, auf ein einziges Wort Tod und Verderben auszuspeien. Aber beruhige dich," fügte er lächelnd hinzu, als seine Begleiterin unwillkürlich zusammenschreckte — „nur von möglichem



Kampf — den Gott verhüten wolle — zeugen diese mit höchster Kunst ersonnenen Verteidigungsbauten. Vom segensreichen, werkthätigen Frieden aber kündet dieses."

Damit deutete er auf den im Hafen aufragenden Mastenwald, durch welchen der Dampfer soeben mit bewunderungswürdiger Sicherheit die ihm vorgeschriebene Fahrstraße verfolgte.

„Ach, das kenne ich!" erwiderte Marfa. „Das sind alles Kauffahrer, wie sie auch in Lübeck einlaufen und noch viel, viel zahlreicher in Hamburg."

„Warst du schon öfters dort?"

„Nein, nur zweimal. Zuerst mit Papa, der mich, als ich eben sechs Jahre alt war, mit sich genommen hatte: mich ganz allein, um, wie er sagte, seinem Mädel große Häuser und Schiffe in Massen zu zeigen. Ach, und ich war dann so enttäuscht!"

Der Herr lächelte wieder und schaute liebevoll in das zu ihm aufgerichtete, lebhaft erregte Gesicht.

„Enttäuscht — weshalb denn, meine gnädige Demoiselle Nichte?" fragte er schelmisch.

„Ach, ich hatte mir das alles so ganz, ganz anders vorgestellt!" lautete die Antwort. „Ich meinte, die Häuser und Schiffe müßten in den Himmel hineinragen und—"

„Da war für die himmelstürmende Phantasie des kleinen Fräuleins das alles noch lange, lange nicht hoch genug?"

„Ach, Onkel, du lachst mich aus!"

„Nein, Marfa!" — die eben noch so heitere Stimme war plötzlich ernst geworden — „wie sollte ich? Machen es doch Tausende von großen Kindern den kleinen nach — bis sie mit Mühe und Not gelernt haben, Maß zu halten. Doch nun zurück zu deinen Reisen. Das zweite Mal —"

„Das zweite Mal,“ fiel Marfa ein, „war es schon ganz anders. Da sah ich den Unterschied zwischen Lübeck und Hamburg —“

„Ach, zwischen der Welt- und der Kleinstadt?“ — wieder blitzte dem Fragenden der Schelm aus dem Auge — „wann war denn das?“

„Vor zwei Jahren, als ich mit Mama —“

Sie stockte plötzlich; dunkle Röte übergoß ihr Gesicht. Dann wandte sie sich zur Seite, um dem Manne neben ihr die aufquellenden Thränen zu verbergen. Er aber streichelte ihr liebkosend die Hand und sagte nach einer Weile: „Komm, Mädi, wir wollen noch einmal auf das Hochdeck gehen.“ — Als sie dort angekommen waren, fuhr er, den Arm zärtlich um Marfas Schulter legend, fort: „Sieh zurück, Kind, dort, in der Richtung des Steuerruders: da haben wir noch einmal einen Blick auf das Meer.“

„Oh, Onkel, wie wundervoll!“ rief das Mädchen begeistert aus. „Das ist ja noch viel, viel schöner als das Meerleuchten gestern Abend.“

„Nicht wahr? Und das will viel sagen! Sieh nur, wie die sinkende Sonne die ganze weite Fläche in Purpurglut taucht, während der Himmel noch mit zahllosen Flaumwölkchen bedeckt ist.“

„Ja, und wie herrlich uns die breiten, feurigen Wellen entgegenrollen!“

„Freilich, Marfa, und: ‚Licht! Licht!‘ scheint Wogenkamm an Wogenkamm zu verkünden. Vergiß es nicht, dies wunderbare Bild! Laß es dir an das traurige Herzchen sprechen: das Leben gleicht dem Meer. Nach Sturm und Finsternis verwandelt dieses der Sonnenschein in ein leuchtendes Friedensbild. Ueber unserem Leben aber

wölbt sich die Gnade Gottes wie ein Himmelsbogen, an dem durch Anfechtung und Trübsal aller Art die Sonne reiner Freude immer wieder scheint, wenn wir nicht eigenwillig unsere Augen dagegen verschließen."

Noch näher drängte sich Marfa an die Seite des Sprechenden. „Ach, Onkel," stammelte sie, „ich kann es noch immer nicht fassen, daß es schon drei Wochen her ist, seit —"

„Unsere geliebte Tote heimgegangen ist zu deinem Vater," vollendete er. „Lehre nur dein Herz aufhorchen, mein Kind, dann wirst du öfters ihre Gegenwart in deinem Innern spüren."

„Weißt du," sagte Marfa nach einer Weile, „daß du Mama sehr, sehr ähnlich bist?"

„Es freut mich, daß du das findest," lautete die Antwort. „Halte dich fest zu mir, aber auch zu den anderen, denen ich dich bringe, denn sie wollen dich lieb haben gerade so wie ich. — Nun aber wende dich um: dort ragen die Türme St. Petersburgs. Wir sind soeben in den Hauptarm der Newa eingefahren. Hier ziehen sich die Granitquais der Basiliusinsel entlang; vor uns wölbt sich die Nikolausbrücke, ein Prachtbau von Stein und Eisen, den Abends zweiundzwanzig lichtstrahlende Kandelaber erhellen."

„Was taucht denn da über der langen Häuserreihe empor?" fragte Marfa. „Es sieht ja aus wie ein gewaltiger Feuerball — man kann kaum hinschauen!"

„Das ist die herrliche Goldkuppel der Isaakskirche, welche gerade von der untergehenden Sonne überglänzt wird," erwiderte ihr Onkel.

„Die Isaakskirche? Ist das ein katholischer Dom?"

„Griechisch-katholisch" — ein Schatten überflog die Stirn des Mannes — „eine Art Abbild von St. Peter in Rom — doch das alles wirst du ja, will's Gott, bald selber sehen. Nun wird es Zeit, daß wir unsere Sachen ordnen. Das Schiff legt gleich an, und vorher kommen die Zollrevisoren."

Auf dem unteren Deck begann ein Hasten und Rennen. Bald erschienen, von einem Boote an Bord gebracht, die russischen Beamten, vor denen jedes Stück Gepäck geöffnet werden mußte.

Marfas Oheim, der den Herren bekannt zu sein schien, erfuhr nebst seiner Nichte eine auffallend glimpfliche Behandlung. Dennoch starrte das Mädchen erschreckt in den vor ihr sich abspielenden Wirrwarr hinein.

„Wie froh bin ich, daß wir ans Land kommen!" sagte sie, als das letzte Kofferschloß zugedrückt war. „Diese furchtbare Sprache! Die werde ich nie studieren können! Nur deinen Namen: Alexander von Schröter, hörte ich aus dem Kauderwelsch heraus."

Der Angeredete lachte herzlich. „Kleine Ungeduld, du wirst auch das lernen, wie noch manches andere im Leben. Aber jetzt gieb acht — halte dich fest! Der Dampfer legt an — und da steht schon unser Jakob."

Als sie die Landungsbrücke überschritten, kam ihnen ein weißhaariger Diener in vornehmer Livree entgegen. Er verbeugte sich tief vor seinem Herrn. Als dieser ihm gütig die Hand entgegenstreckte, führte er sie demütig an die Lippen.

„Hier ist meine Nichte, Jakob — sieh sie dir einmal an!" sagte Herr von Schröter.

„O Herr," erwiderte der alte Mann auf deutsch,

nachdem er Marfa ebenso ehrerbietig begrüßt hatte wie deren Onkel, „die Aehnlichkeit ist geradezu rührend —“

„Schon gut, schon gut, Alter! Wie steht es zu Hause?“

„Die gnädige Frau lassen sich entschuldigen. Der junge Herr —“

„Kränker als sonst?“ unterbrach ihn Herr von Schröter in sichtbarer Sorge.

„Ein wenig Fieber, Herr,“ war die Antwort, „aber die gnädige Frau wollten doch nicht wagen, unbestimmt lange fort zu sein. Ich war schon einmal hier, um nachzufragen.“

„Ja, unser Schiff hatte Verspätung. Wo ist der Wagen?“

„Dort unten hinter der Baracke, Herr.“

„Nun gut, laß uns gehen. Besorge inzwischen das Gepäck, Jakob; wir werden auf dich warten.“

Seine Nichte fest an der Hand fassend, schritt Herr von Schröter vorwärts, zum öfteren ein paar ihm entgegenfuchtelnde Arme mit einem energischen „Njet!“ (nein!) abwehrend.

„Wer sind diese schrecklichen Männer mit den langen blauen Mänteln und den wilden Bärten?“ fragte Marfa ängstlich.

„Unschuldige Droschkenkutscher, Kind, die mich ‚um Himmelswillen‘ bitten, doch mit ihrem ‚süßen Rößlein‘ nach Hause zu fahren. Aber da sind wir an Ort und Stelle.“

Sie standen vor einem eleganten geschlossenen Wagen, von dessen Bock ein gewaltiger Kutscher in glitzernder Livree die ins Gebiß schäumenden Pferde zügelte. Er senkte die Peitsche grüßend vor seinem Herrn. Dieser

sagte ihm ein paar russische Worte, die ein glückliches Lächeln auf sein eben noch so starres Gesicht lockten.

Nun stiegen die Reisenden ein. Gleich darauf kam Jakob mit den Kofferträgern. Nach wenigen Minuten sauste das Gespann davon, in ein Gewirr von Menschen, Wagen und glänzenden Häuserfaçaden hinein. Unwillkürlich schloß Marfa die Augen — fern war der Himmel, fern Mamas Grab — nah, ach, so erdrückend nah die Fremde!

Da legte sich ein starker Arm um sie — der Wagen hielt. —

„Du bist zu Hause, Kind meiner Schwester," sagte eine liebe, wohlbekannte Stimme. „Komm heim zu den Deinen!"

3. Kapitel.

Im neuen Heim.

Im nächsten Morgen erwachte Marfa nach zuerst unruhigem, dann ununterbrochenem Schlafe. Das Tageslicht fiel dämmernd durch die Fenster — erschreckt fuhr das Mädchen in die Höhe, um sich gleich wieder in die Kissen zu schmiegen. Sie erinnerte sich, daß ihre Tante gestern Abend ihr noch zuletzt zugerufen hatte, sie werde sie morgen früh wecken lassen; bis dahin möge sie von der anstrengenden Reise ausruhen.

Andächtig tauchte sie die Finger in das neben ihr hängende Weihwasserbecken, besprengte sich und sprach ihr gewohntes Morgengebet. Dann schaute sie wißbegierig um sich. Drüben stand ein zweites Bett, wie das ihre von rosa Seiden- und Spitzenwolken umgeben. Dort schlief ihr Bäschen, nur ein Jahr jünger als sie, ein lustiger Schelm, wie sie schon gestern Abend zur Genüge erfahren hatte.

Jetzt rührte sich die Schläferin, fuhr mit beiden Händen nach den Augen, gähnte herzhaft, streckte sich, bekreuzte sich und richtete sich dann energisch auf.

„He, Marfa, wachst du?“

„Ja, Ida; ich denke, es ist Zeit zum Aufstehen.“

„Ach nein, laß uns zuerst ein wenig plaudern. Wie gefällt dir unser Zimmer?“

„Ausgezeichnet. Alles so wundervoll in Rosa und Weiß!“

„Nicht wahr? Ich habe mir das ausgedacht. Zuerst meinte Mama, es dürfte etwas zu üppig werden. Aber weißt du, ich stellte ihr vor, es sei ja für dich, zu deiner Ueberraschung: da gab sie schließlich nach. Uebrigens hatte ich Sascha und Matuschka für mich — da geht alles.“

„Wer ist Sascha und wer Matuschka?“

„O heilige Einfalt! — ja so, ich vergaß, daß du ‚da hinten‘, in Lübeck, zu Hause bist. Also: Sascha ist mein Bruder und —“

„Ich dachte, er heiße Alexander.“

„Freilich, das ist dasselbe. Sascha ist der russische Kosename.“

„Sascha, Sascha, das klingt gut,“ meinte Marfa, „so weich und anschmiegend —“

„Siehst du,“ unterbrach Ida sie lebhaft, „nun gefällst du mir gleich noch einmal so gut, denn Russisch, weißt du — ach, das liebe ich über alles! Nur wünschen Papa und Mama nicht, daß ich es immer spreche, und was die Eltern betrifft“ — sie seufzte drollig trübselig — „ja, denen gegenüber habe ich absolut gar keinen Willen!“

Marfa lachte hell auf. „Wirklich nicht? Wie merkwürdig! Sonst folgt dir wohl alles?“

Die Thür öffnete sich, und herein huschte ein altes Mütterchen mit hoher Tollhaube und großer, schwarzseidener Schürze. Sie knixte vor der verwundert aufschauenden Marfa und eilte auf Ida zu, die ihr beide Arme um den Hals schlang und einen zärtlichen Kuß auf die welken Lippen drückte. Dann folgte ein lebhaftes russisches Zwiegespräch mit ausdrucksvollen Geberden auf

beiden Seiten. Endlich machte das runzelige Frauchen Anstalten, Ida beim Aufstehen und Ankleiden zu helfen. Doch diese schickte sie lachend fort. Noch auf der Schwelle drehte sie sich um, die beiden Arme hoch erhoben, um ihrem Liebling zuzuwinken und ihm einen ganzen Schwall russischer Worte zuzuwerfen.

„Das ist also Matuschka," sagte Ida, als die redselige Alte verschwunden war, „Russin von echtem Schrot und Korn, einst Mamas und dann meine Kinderfrau. Sie führt mit das Hauptregiment im Hause; darum rate ich dir, stelle dich gut mit ihr!"

„Dazu müßte ich sie erst verstehen. Was sagte sie zum Beispiel zuletzt zu dir?"

„‚Mein Täubchen, mein Herzblatt, mein lockig Schwarzköpfchen, sei gut und komme zur rechten Zeit zum Frühstück!' — Nun heißt es aber wirklich sich sputen, Marfa! Papa liebt es nicht, zu warten."

Eine halbe Stunde später traten die Mädchen in das geräumige helle Speisezimmer zur ebenen Erde ein. Niemand war zugegen als der alte Jakob. Wohl der Herrschaft wartend, stand er an der Thüre und beugte sich zu einem glänzend schwarzen englischen Pinscher herab.

„Unkas! Unkas!" rief Ida. Das Tier eilte in mächtigen Sprüngen auf sie zu und strebte freudebellend an ihr auf. Als aber Marfa die Hand auf seinen länglichen, schön geformten Kopf legen wollte; zeigte er knurrend die Zähne.

„Er beißt nicht," bemerkte Ida; „doch läßt er sich nie von zwei Personen zugleich liebkosen. Natürlich muß er jetzt bereuen. — Pfui, Unkas!" wandte sie sich dem Schuldigen zu, indem sie weit von ihm zurücktrat, „pfui, du schlechter Hund!"



Da duckte sich das Tier auf den Boden und kroch allmählich, leise winselnd, an Ida heran, bis es, ganz nahe gekommen, sich auf den Rücken legte und alle viere gnadeflehend in die Luft streckte.

Marfa mußte herzhaft lachen.

„Pst," rief ihre Cousine ihr zu, „das darfst du nicht thun! Denn dann versteht er sogleich, daß die Geschichte nur Spaß ist. So, Unkas," fuhr sie in ihrer Strafrede fort, „nun wirst du als braves Hündchen der lieben, guten Marfa ein Pfötchen geben — hierher!"

Das Tier schnellte in die Höhe, zog sich langsam zu Marfa heran und streckte ihr wiederholt die Pfote entgegen. Sobald aber das Mädchen sie fassen wollte, krampfte es sie schleunigst zurück.

„Er ist noch immer trotzig," bemerkte Ida. „Jetzt streichle ihn und sage ihm, daß er dich anschauen soll!"

„Sei gut, Unkas, sieh mir ins Auge!" Bei dem weichen Klang ihrer Stimme drehte ihr das kluge Tier blitzschnell den schönen Kopf zu, um ihr gleich darauf zärtlich die Hand zu lecken.

„Wie merkwürdig!" sagte der alte Diener leise. „Das

thut er sonst nie bei Fremden. Solch ein unvernünftiges Vieh weiß doch gleich, wer ihm gut ist. Ihre selige Frau Mama waren auch so gut gegen Tiere und —"

„O, Jakob!" Ida flog an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Lippen. Er verstand sofort und machte eine abbittende Bewegung gegen Marsa. Diese wandte ihm ihr erblaßtes Gesicht zu.

„Haben Sie meine geliebte Mutter gekannt, Jakob?" fragte sie, indem sie tapfer die Thränen hinunterzwang.

„Ach," erwiderte er mit zitternder Stimme, „ich habe sie ja als Kind auf den Knieen gewiegt!"

Da reichte ihm das Mädchen die Hand. „Wir wollen gute Freunde werden, Jakob. Sie müssen mir oft von Mama erzählen; das wird mir ein rechter Trost sein."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Herr und Frau von Schröter traten ein. Mit einem Freudenruf stürzte ihnen Ida entgegen. „Papa! Mama! bin ich nicht brav? Die Erste zum Frühstück!"

Frau von Schröter küßte sie lächelnd auf den frischen Mund. „Nun, ich denke, da ist Marsas Beispiel maßgebend gewesen."

„O bitte," war die schelmisch würdige Antwort, „ich habe *sie* zur Eile angetrieben!"

„Ein Wunder wäre es freilich nicht nach der anstrengenden Reise." Damit wandte sich die schöne, liebenswürdige Dame ihrer Nichte zu, um sie ebenso herzlich zu begrüßen wie ihre Tochter.

„Wie froh bin ich, dich bei uns zu haben!" sagte sie weich. „Ihr beiden müßt einander lieb haben wie Schwestern. Ich bin fest überzeugt, daß Ida manches von dir lernen kann."

„Und umgekehrt," fiel jene schlagfertig ein. — Alle lachten

„Nun, Baby," fragte Herr von Schröter, indem er seiner Tochter in das blitzende Auge sah, „was zum Beispiel könntest du dein Bäschen lehren?"

„Vor allem Russisch, Papa. Denke dir, sie weiß nicht einmal, daß ‚Matuschka' kein Eigenname ist, sondern ‚Mütterchen' bedeutet!"

„Aber, Ida!" rief Marfa, „warum sagtest du mir das nicht gleich?"

„Das meine ich auch," sagte ihr Onkel. „Es ist sehr leicht, sich auf Kosten Nichtwissender, besonders Ausländer, lustig zu machen."

„Aber, Papa," entgegnete Ida, „ich amüsierte mich doch nur über Marfas Unkenntnis im Russischen!"

„Du thatest das als Deutsche in Rußland, mein Kind, und darum tadle ich dich."

„Bin ich denn nur Deutsche?" folgte die halb schelmische, halb ernste Frage.

Die Antwort war eine fast strenge. „Ich habe schon wiederholt betont, daß deine Mutter und ich uns der Abstammung wie der Ueberzeugung nach durchaus zu den Deutschen rechnen und daß wir es stets für unsere Pflicht gehalten haben, unsere Kinder als Deutsche zu deutschen Tugenden und Neigungen zu erziehen. Wenn du also eine so thörichte Frage stellst, so kränkst du unser persönliches Empfinden und handelst wider besseres Wissen. Wie eure Eltern und Großeltern, so sollt auch ihr dem Lande, das euch Schutz angedeihen läßt, dankbar sein und seine Gesetze, soweit sie nicht gegen Gottes Gebote verstoßen, gehorsam erfüllen. Aber ihr dürft niemals vergessen, daß ihr, getreu unserer Familienüberlieferung, deutsches Wesen in seiner edelsten Art in euch zu erhalten und nach außen zu bethätigen habt. Oder will meine Tochter

diese uns so teure Ueberlieferung durchbrechen? will sie anders sein als Vater und Mutter?"

„O nein, nein, Papa!" rief Ida stürmisch aus, indem sie aufsprang und ihrem Vater wiederholt die Hand küßte. „Vergebt eurem dummen Mädi, wenn sie euch weh gethan hat! Ich wollte es nicht, glaubt es mir! Es war nur der Eigensinn, der aus mir sprach! Ich liebe euch; ich liebe die deutsche Heimat — aber ich kann mir nicht helfen, ich liebe auch das Russische: seine Sitte, vor allem seine Sprache!"

„Das sei dir unbenommen," erwiderte Herr von Schröter, indem er ihr sanft über den dunklen Scheitel strich. „Ich wünsche nur, daß Deutsch in unserem engsten Familienkreise die Umgangssprache bleibe. Im übrigen studiere tüchtig Russisch, und damit du lehrend lernst, werde ich Marfas Unterricht darin — dir übertragen; das heißt unter zweifacher Bedingung: daß ich die Oberleitung behalte, und daß keine Thränen dabei fließen, weder auf der einen noch auf der anderen Seite."

„O, Papa, das ist ja herrlich!" jubelte Ida, während Marfa verwundert zu ihrem Onkel aufsah.

„Dagegen," fuhr dieser fort, „wird Marfa dir im Französischen beistehen, das sie viel besser spricht, als du. Ist es so recht, Kinder?"

„Ja, ja!" scholl es einstimmig zurück.

„Nun aber gilt es, zu frühstücken und dabei den Tagesplan zu besprechen," bemerkte Frau von Schröter, welche vor dem glänzenden, zischenden Ssamowar den duftenden Thee in die Tassen goß. „Ich selber kann Alexander noch nicht verlassen, dafür wird Papa heute Morgen den Führer machen. Das Mittagessen werden wir wohl etwas später festsetzen müssen. Gleich nach

eurer Rückkehr wird Sascha die Mädchen empfangen können," schloß sie, zu ihrem Manne gewendet, der freundlich seine Zustimmung gab.

„Welchen Tag haben wir heute?" fragte Marfa.

„Samstag!" lachte Ida.

„Morgen kommt noch ein schöner Ruhetag," sagte ihre Mutter, „und dann die Arbeit, das Studium."

„Aber ich bin noch nicht für eine Schule angemeldet," meinte Marfa.

„Das ist nicht nötig," erklärte Herr von Schröter. „Ihr empfangt euren Unterricht im Hause von tüchtigen Lehrern und Lehrerinnen. Ich selber bin der Oberschulrat und hoffe, daß ihr immer in Ehren vor mir bestehen werdet. Nun aber laßt es euch gut schmecken und dann: ‚Volldampf voraus' durch St. Petersburg!"

4. Kapitel.

Die Ausfahrt.

Nach wenigen Minuten rollte ein Landauer mit den flotten Orlofftrabern, welche Marfa schon bei ihrer Ankunft bewundert hatte, am Hause vor. Ida, welche aus Zuvorkommenheit den Rücksitz einzunehmen wünschte, stieg zuerst ein, indem sie den gravitätischen Kutscher in der prächtigen Livree mit einem Strom russischer Begrüßungsworte überschüttete. Augenscheinlich ließ ihn dieses Sturzbad noch heller aufstrahlen als der gestrige Willkomm seines Herrn.

Der Morgen war so mild und sonnig, daß das Dach zurückgeschlagen bleiben konnte, und so fuhr Marfa mit weit geöffneten, staunenden Augen durch die glänzende Straße, in welcher die palaisartige von Schrötersche Wohnung lag.

„Dies ist der Admiralitätsquai,“ erklärte ihr Oheim, „dessen großartige Gebäude dir die Weltstadt verraten. Dieser sowie der dort sich hindehnende ‚lange englische Quai‘ liegt am Südufer der Großen Newa, einem Hauptarm der eigentlichen Newa, welche vom Ladogasee herüber strömt. Ihr breites, niederes Flußdelta umfaßt sieben größere und mehrere kleinere Inseln; auf diesen und auf

den sie umgebenden Meerufern dehnt sich die Stadt nach allen Richtungen aus."

„Nicht wahr, Petersburg wurde auf einem Sumpf erbaut?" fragte Marfa.

„Freilich, meine kleine Gelehrte, aber kannst du mir auch sagen, wann das geschah?"

„Im Jahre 1713."

Ida lachte. „Du, in Geschichtszahlen bist du mir entschieden über! Aber nun examiniere ich: wo hat der berühmte Schiffsbaulehrling, genannt Zar Peter der Große, die ersten Pfähle in diesen Sumpf einrammen lassen?"

Herr von Schröter drohte dem Schelm mit dem Finger. „Das kann Marfa unmöglich wissen. Also heraus mit deiner Weisheit!"

„Auf der Peterburgskij-Insel," berichtete Ida, „gegenüber dem Südufer der Großen Newa, auf dem wir uns jetzt befinden und wo sich die neue Residenz immer herrlicher entfaltet hat. Schau, Marfa," fuhr sie lebhaft fort, „nun wenden wir uns dem Mittelpunkte der Stadt zu, den vier Hauptkanäle mit zahlreichen parallel laufenden Straßen umschließen."

„Dieser Mittelpunkt," führte Herr von Schröter aus, „liegt ebenfalls an der Großen Newa und wird durch ein Rondell von Glanzgebäuden bezeichnet, vor allem durch die kaiserlichen Paläste und durch die sogenannte Admiralität, deren vergoldete Turmspitze du von hier aufblitzen siehst. Der letztere Bau, welcher einem ganzen Stadtteile den Namen gegeben hat, umfaßt in ungeheurer Ausdehnung die Marineverwaltung, die Seekadettenschule, ein Museum und eine prachtvolle Bibliothek. Von dort aus laufen die drei bedeutendsten Verkehrsstraßen der Stadt nach Süden,

Südosten und Osten aus. In die eine derselben, den ‚Newski-Prospekt‘, hat Iwan, unser Kutscher, soeben eingelenkt, denn hier steht die älteste und zugleich größte unserer vier römisch-katholischen Pfarrkirchen: die Sankt Katharinenkirche. Dort wollen wir jetzt der heiligen Messe beiwohnen und Gott loben für alles Gute, das er uns während dieser Tage in Leid und Freud gegeben hat — nicht wahr, Marfa? Nehmt eure Gebetbücher, Kinder, denn da halten wir schon am Portal."

Als Marfa mit ihrem Onkel und der andächtig blickenden Ida die weiten Hallen des Gotteshauses betrat und dann angesichts des Tabernakels kniete, wo der Heiland der Welt aus Liebe zu den Menschen Wohnung genommen hat, durchzog bei allem Schmerzgedenken an die geliebte Verstorbene ein Gefühl tiefsten freudigen Dankes ihr Herz. Wie reich hatte Gott sie in der schweren Prüfung gesegnet! zu welch lieben Verwandten hatte er sie geführt, die ihr das Elternhaus ersetzen, sie in allem Guten, Wahren und Schönen fördern wollten! „O mein Mütterchen," betete sie, „hilf mir durch deine Fürbitte, daß ich all dessen ein wenig würdig werde, daß ich aber auch meines teuren alten Heims über dem neuen niemals vergesse! Du liebe Gottesmutter, halte mich in deinen Armen, stelle mich vor deinem Sohne, auf daß ich erfülle, was ich gelobte: ‚Was auch geschieht, ich gehöre meinem Heiland!‘"

Als nach Beendigung der Messe die Fahrt wieder aufgenommen wurde, sagte Marfa: „Welch wunderbarer Dom! Das ist wohl der schönste in ganz Petersburg?"

Herr von Schröter lächelte trübe. „Nein, nein, Kind, in den griechisch-katholischen Kathedralen herrscht eine viel überwältigendere Pracht. Du wirst das später sehen. Zunächst möchte ich dir anderes zeigen."

„Aber was ist das?“ fragte jetzt Marfa, „wir fahren ja plötzlich durch die herrlichsten Anlagen?“

„Durch den Alexandergarten, den schönsten Park der Stadt,“ erklärte ihre Cousine. „Nicht wahr, der ist prachtvoll? Ich kenne nichts Wonnigeres als diese langen Alleen himmelhoher Bäume, diese breiten, glitzernden Kieswege, diese Blumen wälder, diese klaren Teiche und buntschillernden Springbrunnen. O Marfa, Marfa, giebt es denn etwas Großartigeres als unser St. Petersburg?“

„Kleine Schwärmerin,“ scherzte Herr von Schröter, „bedenke, daß man viel und vieles sehen muß, um über einen einzigen Gegenstand sicher zu urteilen. Aber sieh,“ wandte er sich seiner Nichte zu, vor uns öffnet sich der weltberühmte Alexanderplatz!“

„Ah, davon habe ich schon gehört,“ erwiderte Marfa. „Wie die Pferde laufen — da sind wir schon!“

„Schaue dich nur recht um!“ mahnte ihr Onkel. „Dort im Osten zieht sich die ‚Admiralität‘ mit dem daranstoßenden Garten hin. Hier im Süden stehen verschiedene Regierungsgebäude: wie du siehst, von verschwenderischer Pracht. Uns gegenüber erhebt sich der Winterpalast: das kolossale orangefarbene Schloß mit dem roten Blechdache.“

„Winterpalast?“ fragte Marfa. „Ich meinte, der würde jeden Winter neu auf der Newa von großen Eisschollen gebaut?“

„Nein, was bist du für ein kluges Bäschen!“ lachte Ida. „Ja so,“ verbesserte sie sich, „eine Deutsche darf sich ja über gewisse Schnitzer nicht lustig machen. Also höre: der Eispalast ersteht jedes Jahr in neuer Herrlichkeit auf der gefrorenen Newa. Und um ehrlich zu sein: im Sonnenschein, wenn alles an ihm Licht und

Farben strahlt, ist er mir tausendmal lieber als dieser Winterpalast, den" — sie zuckte verdrießlich die Achseln — „nun ja, den ich gar nicht kenne."

„Aber er steht doch vor dir!" entgegnete Marfa.

„Aeußerlich ja, aber das Innere, von dem man sich blaue Wunder erzählt, sah ich nie."

„Sie hat recht," bemerkte Herr von Schröter. „Nur wenigen Sterblichen ist der Eintritt in diese Kaiserwohnung vergönnt. Aber sich bescheiden lernen ist gut, und andere große Genüsse bleiben uns unverwehrt. An den Winterpalast reiht sich die sogenannte ‚Neue Eremitage', umfangreicher als jener und dem allgemeinen Besuche täglich geöffnet. Jetzt aber wende dich noch einmal um, Marfa, gegen die Mitte dieses in seiner Art einzigen Platzes."

„Ach, diese wunderschöne Säule!" rief das Mädchen aus. —

„Nicht wahr?" fiel Ida ein. „Lies nur die Inschrift auf dem roten Granit: ‚Alexander dem Ersten das dankbare Rußland!'"

„Alexander der Erste? — besiegte der nicht Napoleon im Bunde mit Deutschland, Onkel?" fragte Marfa.

„Freilich, und darum soll er dort unvergessen sein. Wir katholischen Deutschrussen haben ihm übrigens noch mehr zu danken, da er sich im ganzen freundlich gesinnt gegen unsere Kirche zeigte. Man glaubt sogar annehmen zu dürfen, daß er kurz vor seinem Tode zu ihr zurückgekehrt sei."

In diesem Augenblick fuhr der Wagen an der Eremitage vor. Unmittelbar vor dem Eintritt steckte Herr von Schröter jedem der beiden Mädchen ein vielversprechendes Packetchen zu. „Das ist etwas für die

Naschmäulchen," sagte er. „Wenn die Sehnerven stark angestrengt werden, muß man hier und da dem Magen nachhelfen — da hält man besser aus."

Drinnen war es Marfa, als sei sie in ein Feenreich versetzt. Beim Durchschreiten der mächtigen Räume fielen ihr zunächst die zahlreichen Säulen aus edlem Gestein auf, die das Innere des Gebäudes tragen und zieren.

„Hier herrscht geschmackvolle, kostbare Gediegenheit," sagte Herr von Schröter, „wie sie sich für den Sammelplatz der Kunstschätze eignet, die eiserner Fleiß, tiefes Wissen, feinster Kunstsinn, unbegrenzter Reichtum erworben und darin aufgestellt haben. Unter meiner Führung werdet ihr jetzt einiges davon kennen lernen."

Wie erstaunte erst Marfa, als sie gleich darauf in einen ganz mit Pfauenfedern tapezierten Raum eintraten, wo alles glitzerte und funkelte von kostbaren Edelsteinen und Schmucksachen, die hier aus aller Herren Ländern zusammengetragen waren!

„Ach," sagte sie tief aufatmend, „wie reich, wie furchtbar reich muß der Zar sein!"

„Und wie glücklich im Besitze all dieser Schätze!" seufzte Ida mit drolligem Augenaufschlag.

Herr von Schröter legte ihr die Hand auf die Schulter. „Ich brauche meinem Töchterchen nicht zu erklären," sagte er ernst, „daß auf den Schultern des Herrschers eine Last ruht, welche alle Reichtümer der Welt nicht aufwiegen können. Niemand weiß, wie oft und wie gern derjenige, zu welchem Millionen Unterthanen gehorsam aufblicken, mit dem geringsten unter ihnen tauschen möchte. Wir haben Gott unendlich viel zu danken, nicht am wenigsten dafür, daß er uns vor der schweren Verantwortung, Scepter und Krone zu

tragen, in Gnaden bewahrte. — Und nun kommt zu dem Begründer all der Herrlichkeiten dieser Stadt!"

Damit bog er in eine Galerie ein, wo unter purpurnem Baldachin auf goldenem Stuhl eine lebensähnliche, majestätische Figur in kaiserlicher Gewandung thronte.

„Peter der Große!" flüsterte Ida in ehrfürchtigem Staunen.

„Ja," fuhr ihr Vater leise fort, so daß ihn nur die beiden Mädchen vernehmen konnten, „der Riese an Geist und an Willen über andere, der Zwerg an Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung; der Mann, welcher, wie ein neuerer Forscher richtig sagt, dem ganzen Lauf der europäischen Geschichte eine neue Wendung gab. — Nun aber sei es genug; Iwan wird längst wieder vorgefahren sein."

Wie betäubt von den empfangenen Eindrücken, bestiegen die beiden Mädchen den draußen harrenden Wagen. Lange sprachen sie kein Wort, ganz der Erinnerung, den Gedanken hingegeben. Endlich fragte Marfa: „Geht es nach Hause, Onkel?"

„Bist du jetzt müde, mein Kind?"

„Ein wenig, ja, und —"

„Wolfshungrig," fiel Ida ein. „O Papa, du wirst uns doch nicht mit leerem Magen die weite Strecke heimfahren lassen?"

„Schau dich um, Mädi!"

Als Ida dem Gebote folgte, entfuhr ihr ein Freudenruf. „Es geht an die Newa!" jubelte sie. „O du Goldväterchen, und ich weiß auch, wohin: in das deutsche Restaurant, nicht wahr?"

„Ja, Prinzeßchen, und an das große Bogenfenster, von wo aus ihr beim gemütlichen Frühstück die auf den

Fluß hinausgehende Façade des Winterpalastes bewundern könnt, vor allem aber das Vestibül der ‚Neuen Eremitage‘ mit seinen zwölf ‚Atlanten‘ oder Deckenträgern und mit den sechzehn Säulen aus rotem Granit.“

Eine halbe Stunde später wurde die Fahrt fortgesetzt, diesmal seitens der Mädchen mit heiter glänzenden Augen und in der gehobensten Gesprächsstimmung.

„Habt ihr noch Kraft und Geduld zu einem kleinen Umwege?“ fragte Herr von Schröter.

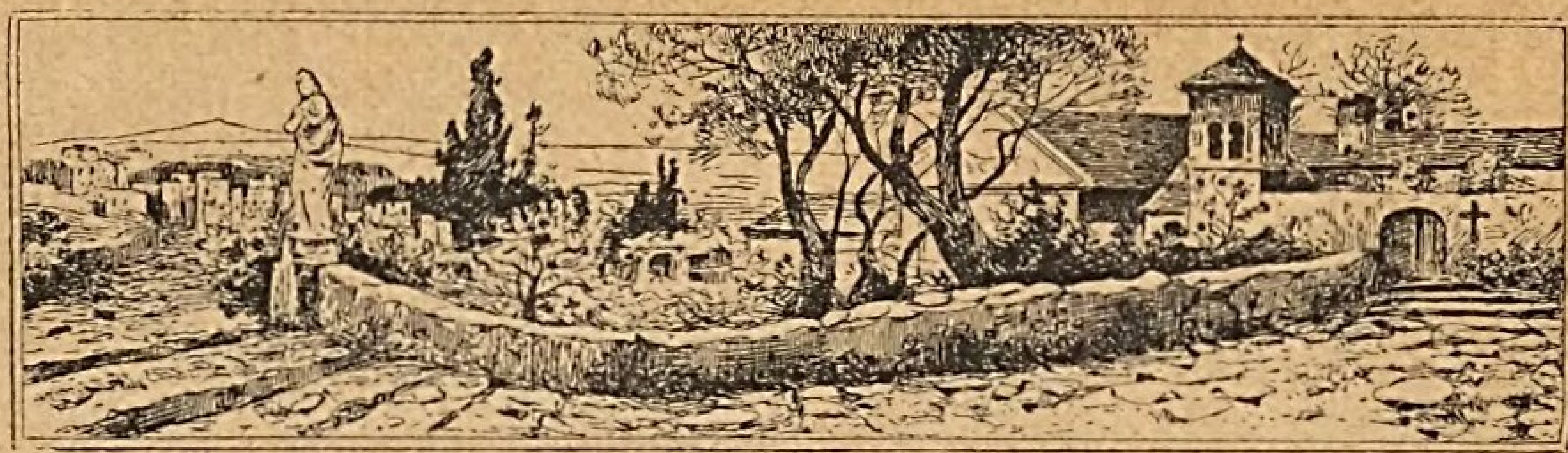
„Gewiß! gewiß!“ klang es hell zurück.

„Nun, Ella, so rufe Iwan zu, er solle noch einmal in den Alexandergarten lenken, aber links, und dann quer durchfahren nach dem Isaaksplatz!“

In dem Parkteil, welchen jetzt die Orlofftraber durcheilten, erhob sich unweit der Newa ein großes bronzenes Standbild. „Denkmal Peters des Großen!“ erklärte Ida. Bewundernd schaute Marfa zu dem mächtigen Reiter auf, der, das lorbeerbekränzte Haupt dem Flusse zugewendet, mit der Linken das zum Sprunge ausholende Pferd zügelt, während er die Rechte ausstreckt nach der gegenüberliegenden Petersinsel, wo er sich einst mit eigener Hand ein Hüttchen gezimmert und damit den Aufbau der gewaltigen Zarenstadt begonnen hat. Um die hinteren Hufen des ihn tragenden Tieres ringelt sich eine zertretene Natter, das Sinnbild der überwundenen feindlichen Tücke.

Jetzt bog der Wagen auf einen sich weithin dehnenden Platz ein, bei dessen Anblick Marfa ein lautes „Ah!“ entfuhr. Vor ihr ragte Petersburgs größte und schönste Staatskirche auf: die Isaakskathedrale, mit der hoheitvollen, goldschimmernden Kuppel über den säulenumkränzten Granitmauern.

Tiefernst blickte Herr von Schröter auf den Riesenbau, während die Pferde auf sein Gebot die beschleunigte Gangart verlangsamten. Selbst Ida war still geworden. Endlich fragte Marfa, ob das Innere zu sehen sei. „Gewiß,“ erwiderte ihr Onkel, „aber heute würde es zu spät und zu viel werden. Mama schaut gewiß schon nach uns aus. Auch das Mittagessen wartet auf uns. — Weiter!“ rief er dem Kutscher auf russisch zu, „in einer Viertelstunde müssen wir zu Hause sein.“



5. Kapitel.

Bange Zeit.

An diesem und noch manchem folgenden Tage war es Marfa nicht vergönnt, ihren Vetter zu sehen. Nach jener eindrucksreichen Fahrt hatte die Rückkehrenden die traurige Kunde getroffen, daß Alexander an einer heftigen Lungenentzündung darniederliege.

Da die Mutter nicht von seinem Bette wich und Herr von Schröter jeden freien Augenblick im Krankenzimmer zubrachte, waren die beiden Mädchen sich vielfach selbst überlassen. Allerdings begann der Unterricht zu der ursprünglich festgesetzten Zeit, aber es fand sich doch manche Mußestunde, in der Ida und Marfa einander immer näher kamen. Das fast gleiche Alter, der im Grunde gute Charakter beider, die gemeinsame Lust am Lernen und Spiel, das verwandtschaftliche Verhältnis: all das mußte dazu dienen, sie innerlich einander zuzuführen. Andererseits gab es vieles, das zum Trennenden für sie hätte werden können. Beide besaßen ein sehr lebhaftes Temperament, eine ausgeprägte Neigung zum Befehlen, einen starken Glücksdrang, vor dem das Pflichtgefühl nicht selten zurückwich.

In dieser Zeit der gemeinsamen Prüfung und Sorge aber mußte das Gute in ihnen mehr und mehr obsiegen. Marfa, die ihren Vetter noch nicht kannte, gedachte vor

allem seiner Eltern mit der zärtlichsten Teilnahme. Sie wußte ja aus eigener Erfahrung, was es heißt, sich um ein teures Leben bangen und es schließlich hingeben müssen.

Was Ida betrifft, so hatte sie in der ersten Zeit vollauf mit ihrem *eigenen* Schmerze um den geliebten Bruder zu thun. Die Jugend ist stets mehr oder weniger selbstsüchtig, so lange ihr die läuternde Schule des tief eingreifenden Mißgeschickes fremd bleibt. Für sie bildet, ohne daß sie sich dessen bewußt wird, das eigene Ich den Mittelpunkt des Kreises, in dem sie sich entwickelt und bethätigt. Erst das Kreuz lehrt sie, daß *Gott* das All im All, der Anfang und das Ende der ganzen Schöpfung sowie des einzelnen Lebensganges ist; daß nicht das „Ich", sondern das „Du", das heißt die Liebe zu den Brüdern, unserem irdischen Dasein Wert verleiht, und daß letzterer in dem Maße steigt, je tiefer diese Liebe in der Gottessehnsucht wurzelt, die uns sprechen lehrt:

„O Herr, laß mich immer mehr leben dir,
O Herr, laß mich immer mehr sterben mir,
O Herr, nimm mich von mir und gieb mich ganz dir!"

Ida hatte ihren Eltern eine durchaus religiös vertiefte Erziehung zu danken. Da aber ihre Jugend eine glückdurchsonnte war, hatte sich ihr die Gelegenheit zur Selbstentsagung und -Verdemütigung nicht oft geboten. Vor drei Jahren war der erste tiefe Schatten auf ihren Lebensweg gefallen: die Erkrankung des um sechs Jahre älteren Bruders, der beim Schwimmen einem vom Krampf befallenen Kameraden das Leben gerettet und infolge der Ueberanstrengung seine Gesundheit eingebüßt hatte.

Zuerst glaubte das Mädchen, nie wieder froh werden zu können. Allmählich aber kehrte ihr die frühere Heiter-

keit zurück und um so mehr, als der Kranke in ihrer Gegenwart all den ihm eigenen Humor aufbot, um ihr den Unterschied zwischen einst und jetzt weniger fühlbar zu machen.

Nun, da die Gefahr, ihn zu verlieren, abermals erschreckend nahe an sie herantrat, gedachte sie immer wieder der früheren schönen Zeit.

„Du hättest ihn sehen sollen,“ sagte sie eines Tages zu ihrer Cousine, „wie stark und blühend er war: immer der Erste in der Klasse, immer auch der Erste beim Turnen, Reiten, Schlittschuhlaufen und beim Spiel. Wie oft hat er mich auf die Schulter gehoben und im schnellsten Laufe durch den Garten getragen, so daß ich vor Lust jubelte und wenn die Eltern meinten, es sei genug, immer wieder um mehr bat.

„Und im Sommer, wenn wir auf das Land zogen, streifte er mit mir durch Wald und Feld oder er baute mir im Freien ein ‚Zigeunerzelt‘ mit Zimmer und Küche, die einen wirklichen ‚Naturherd‘ von Flint- und Ziegelsteinen hatte.

„Oder er ruderte mich bei windstillem Wetter hinaus auf die See. Papa und Mama wußten, sie konnten mich ihm ruhig anvertrauen; nur Matuschka jammerte und lief am Strande auf und ab wie eine Henne, der ihre Entlein davonschwimmen.

„Ach, und erst im Winter, wenn er mich im Stuhlschlitten blitzschnell dahinsausen ließ über das spiegelglatte Eis, oder wenn er mich beim Schlittschuhlaufen die schönsten Bogen lehrte — mit zehn Jahren konnte ich es fast so gut wie er! O Sascha, Sascha, wird die Zeit nie wiederkommen, wo du mit mir hinausgehst ins Freie wie einst — wirst du denn nie, nie und nimmer gesund?“

Diese letzten Worte riefen Marfa den Augenblick ins Gedächtnis zurück, wo sie am Bette ihrer todkranken Mutter denselben Wunsch in rücksichtsloser Selbstsucht geäußert hatte. Jetzt erst wußte sie, wie weh sie damit der Schwerleidenden gethan hatte — unwillkürlich schloß sie Idas Hand fest in die ihre.

„Laß uns öfter beten, daß Gott ihn uns erhalte," mahnte sie.

„Oh, er muß bei uns bleiben," rief jene, „er muß: ich will ihn nicht hergeben — ich kann nicht!"

„Laß uns beten," wiederholte Marfa mit Nachdruck, „denn tragen müssen wir, was Gott uns auferlegt."

In fast wilder Heftigkeit wandte sich ihr Ida zu.

„Tragen?" erwiderte sie mit flammenden Blicken, „ja, das sagst du, weil du es gethan hast — aber wie konntest du es? Wie war es dir möglich, dich da ruhig zu fügen?"

Ida stockte. Marfa war bis in die Lippen erblaßt und schaute großen Auges zu ihr hinüber. Endlich sagte sie, und man hörte ihrer Stimme die mühsam erkämpfte Fassung an: „Du weißt nicht, was du sprichst, Ida. Ich habe Tag und Nacht zu Gott gerungen, er möge mir mein Mütterchen lassen — bis mich ihr Scheideblick traf. Da gedachte ich dessen, was ich ihr gelobt hatte: daß ich dem Heiland gehören wolle mein Leben lang. Und dann wußte ich, daß auch der Tod mich nicht von ihr trennen könne. Dir aber, Ida" — ihre Brust hob sich von unterdrücktem Schluchzen — „selbst wenn das Schlimmste geschehen sollte: dir bleibt doch Mama und Papa und Matuschka und —"

„Und du, meine süße, geliebte Schwester!" unterbrach sie jene, indem sie beide Arme um sie schlang und ihr

wiederholt die Lippen küßte. „Ach, wie froh bin ich, daß ich dich habe! Wie furchtbar traurig wäre es jetzt ohne dich! Denn mit Matuschka, weißt du, läßt sich doch nicht alles reden!"

„Komm," mahnte Marfa nochmals, „laß uns beten, daß Sascha lebe, besonders um deiner Eltern willen."

Ida senkte beschämt das Köpfchen. Ihr leuchtete es plötzlich ein, daß sie bis jetzt nur an sich selbst gedacht hatte.

Hand in Hand schritten die beiden Mädchen vor das Muttergottesaltärchen, das ihr Arbeitszimmer schmückte und auf dem sie die Blumen immer frisch erhielten. Hier knieten sie nieder, und ihr vereinigtes Gebet stieg wie Weihrauch zu Gott empor.

Als sie sich wieder erhoben hatten, sagte Ida: „Weißt du, Marfa, Papa wird sich sehr freuen, wenn er dich im Russischen tüchtig vorgeschritten findet. Ich denke, wir studieren jetzt noch einmal so fleißig miteinander?"

Ihre Cousine lächelte ihr zu. „Freilich, nur daß du eine weniger ungeduldige Lehrerin sein dürftest —"

„Und du eine weniger empfindliche Schülerin," gab jene zurück. Plötzlich aber besann sie sich. „Wie hieß Papas Bedingung?" sagte sie. „Es dürften keine Thränen dabei fließen, weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Es ist wahr, ich bin oft recht ungeduldig —"

„Und ich oft störrisch!" rief die andere.

Einen Augenblick schauten sie sich an; dann lachten beide hell auf und umarmten einander. „Nun ist alles gut," meinte Ida, „und nun wollen wir auch gleich an die Arbeit gehen und zeigen, was wir können."

Nach ein paar Stunden trat Herr von Schröter ein und fand die Mädchen noch über der Arbeit.

„So fleißig, Mäuschen?“ fragte er. Ein glückliches Lächeln erhellte seine Züge.

„Geht es Sascha besser?“ fragten beide wie aus einem Munde.

„Gott sei Dank,“ erwiderte er, „der Arzt hat uns soeben erklärt, die Gefahr sei vorüber.“

In den nächsten Tagen herrschte eine frohe Stimmung in dem von Schröterschen Hause. Freilich mußte noch die äußerste Ruhe aufrecht erhalten werden, aber auf den Gesichtern lag Sonnenschein. Auch Ida durfte eines Nachmittags in das Krankenzimmer schlüpfen, von wo sie halb scheu, halb beseligt zurückkehrte.

„Er sieht furchtbar blaß und abgezehrt aus,“ erzählte sie ihrer Cousine, „aber seine Augen sehen fast so klar aus wie sonst. Sprechen durfte er natürlich nicht. Auf den Zehen schlich ich mich an sein Bett und kniete davor nieder. Da richtete er mir das Kinn in die Höhe. Seine Hände waren so durchsichtig und mager, daß ich erschrak, aber sein lieber Blick machte mir Mut. ‚Es wird gewiß alles gut werden,‘ sagte er — ach, und ich bin so dankbar, daß er uns bleibt! — Doch nun komm, ich halte es nicht länger aus; ich muß mich einmal wieder so recht ‚nach außen‘ freuen können — Mama,“ wandte sie sich der Eintretenden zu, „dürfen wir zu Matuschka hinaufgehen und dort lustig sein?“

„Gewiß, mein Kind,“ erwiderte jene, ihrem Liebling über die erhitzte Stirn streichend, „dort kann euch Sascha unmöglich hören. Nur auf der Treppe und im Korridor bitte ich mir Stille aus.“

Als die Mädchen zu Matuschka kamen, erhob sich diese von ihrem erhöhten Sitz am Fenster, wo sie, die runde Brille auf der Nasenspitze, in einem großen Gebet-

buche gelesen hatte. Marfa stand schon sehr gut bei ihr angeschrieben, da sie sich wacker bemühte, der lieben Alten allerlei Wünsche von den Augen abzusehen und ihre wunderlichen russisch-deutschen Sprachbrocken zu verstehen.

„Ach, Kindchen," sagte das Mütterchen in überströmendem Jubel, „unserem Herzblatt geht es besser — die teure Muttergottes sei ewig dafür gepriesen!"

„Ja, Matuschka," sagte Ida, indem sie jener um den Hals fiel, „und nun wollen wir unsere Freude darüber bei dir ein wenig austoben!"

„Soso?" war die bedächtige Antwort, „und das liebe Hündchen habt Ihr dazu mitgebracht? Nun, da will ich nicht stören — ich komme aber wieder!"

Als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, sagte Ida: „Du, Marfa, paß auf: die hat eine Ueberraschung für uns in Bereitschaft. Inzwischen soll das ‚liebe Hündchen' seine Kunststücke machen. Hoch, Unkas!"

Sie neigte sich etwas vor und hielt die beiden Arme zu einem Kreise verschränkt vor sich hin. „Allez, Alle—e—e—e—z, hopp!" Das Tier hob sich zum Sprunge und flog langgestreckten Leibes durch den „natürlichen Reifen" hindurch. „Brav, Unkas," lobte Ida, „noch einmal — brav! — noch einmal!" und die Arme immer höher haltend, ließ sie ihren Liebling seine Kunstfertigkeit zu einem Grade entfalten, daß Marfa begeistert in die Hände klatschte.

„Wer hat ihm das beigebracht?" fragte sie.

„Sascha und ich," antwortete Ida. „Aber das ist nicht alles; sieh nur her!"

Den Daumen kräftig gegen den Mittelfinger schnalzend, ging sie langsam dem Hunde vorauf. Dieser folgte, auf den Hinterbeinen tänzelnd, erst in großem,

dann immer kleinerem Bogen, bis er fast wie ein Kreisel herumschwirrte. „Halt!" kommandierte Ida. Das Tier stand plötzlich still, ließ sich von seiner Lehrmeisterin an der Pfote fassen und im Marschtempo: „Eins! zwei! Eins! zwei!" nach der Ecke führen. Dort gab sie ihm einen langen Stecken zwischen die Vorderbeine und gebot: „Schildwacht! Präsentier' das Gewehr!" Der Hund rührte sich nicht. Festen Blickes schaute er zu ihr auf. „Los!" befahl nun Ida. Der Stock stürzte zu Boden, und das kluge Tier sprang unter lautem Freudengebell an seiner Herrin auf, um sich zärtlich liebkosen zu lassen.

Da öffnete sich die Thür, und herein trat Matuschka, gefolgt von einer Magd, die auf silbernem Brett Kuchen, Tassen und eine große dampfende Kanne trug.

„Marfa," jubelte Ida, „habe ich es nicht gesagt? Wer hat uns Chokolade gekocht?"

„Ich," sagte die Alte, „weil niemand sie meinem Prinzeßchen so recht macht wie ich. Und damit ihr es wißt: Sascha, das Goldkind, trinkt auch ein Täßchen davon. Nicht wahr, nun schmeckt es euch noch einmal so gut? Und das Hündchen bekommt gezuckerte Milch und Zwieback, damit es merkt, wie glücklich wir sind, daß sein Herrle wieder gesund wird."



6. Kapitel.

Sascha.

Ueber Nacht war es Winter geworden. Der frischgefallene Schnee lag in lichten, blendenden Schichten auf Stadt und Land, verhüllte die hochstrebenden und die niedrigen Dächer, deckte Baum und Strauch in Park und Garten sowie jeden Pflasterstein der breiten und der engen Straßen. Die Kutscher der kleinen hurtigen Droschken hatten ihre zottigen Pelze angezogen. Fausthandschuhe und Ohrenklappen tauchten im breiten Strome des Geschäftstreibens immer häufiger auf. In den Buden, die sich an einzelnen Häuserreihen ununterbrochen fortzogen, glimmten wärmende Kohlenbecken. Die hin und her hastenden Metzger, Milchmänner, Bäckerjungen und Gemüsefrauen erschienen in schwerfälligen Hüllen um Hals und Schultern.

Marfa schaute hinaus auf das bunte Gewimmel und gedachte der Heimat, wo sie die ersten Flocken stets mit Jubel begrüßt hatte. Heute wollte dieser nicht aufkommen.

Die Fremde drückte sie wieder einmal schwer. Trüb sah sie auf zu dem ehernen Morgenhimmel, der anhaltende Kälte verhieß.

„Marfa," rief ihr die eben eintretende Ida zu, „Professor Tyrstig kann uns heute keinen Unterricht geben; dafür soll ich dich zu Sascha führen."

Der Angeredeten schoß eine Blutwelle ins Gesicht — das war eine überraschende Freudenbotschaft, denn erst vor wenigen Tagen hatte der Arzt erklärt, er verbiete jeden Besuch bei dem Kranken, bis eine entschiedene Besserung festzustellen sei. Selbst Ida hatte ihren Bruder seit jenem Nachmittage nur ein einziges Mal gesehen, und mehr als eine Woche war seitdem verflossen.

„Warte einen Augenblick!" sagte Marfa jetzt. „Ich will nur rasch in das Treibhaus gehen und den Gärtner um ein paar nicht zu stark duftende Blumen bitten."

„Du denkst doch an alles," meinte ihre Cousine anerkennend. „Dafür sollst du ihm auch ganz allein welche bringen."

Nach wenigen Minuten kehrte Marfa mit einigen Rosen und Margueriten zurück, die sie eben mit einem leichten Seidenbande umwand. Dann folgte sie Ida mit leisen Schritten.

Saschas Wohnung lag im ersten Stock nach dem Garten hinaus, mit dem Blick auf die Newa. Im Vorzimmer erwartete Frau von Schröter die beiden Mädchen. „Gieb dich ganz unbefangen," mahnte sie ihre Nichte. „Sehr leises Sprechen greift ihn an; auch ist er viel kräftiger heute."

Sie durchschritten den zweiten Raum. Wie es wohl in solchen Momenten der Erregung geschieht: Marfa nahm mit einem Blick die Umgebung in sich auf. Sie

sah, daß dies ein Musiksalon sein müsse: ein großer Flügel stand in dem hellen, teppichlosen Gemach; in der einen Ecke erhob sich eine Orgel.

Die nächste Thür führte in ein Studier- und Wohnzimmer: licht, heimlich, die Wände von Bildern bedeckt, vor den hohen, breiten Fenstern große, geschmackvoll aufgebaute Pflanzengruppen.

Nun traten sie in das Schlafzimmer. Auf einer Chaiselongue lag, in Decken gehüllt, der Kranke: ein Jüngling mit auffallend vergeistigtem, von dunklem Haar überschattetem Antlitz. Er hielt die Augen geschlossen, fragte aber jetzt leise: „Mama, wann kommt Ida?"

Diese eilte herzu und beugte sich über ihn. Er schaute beglückt zu ihr auf. „Mein Vögelchen, sehe ich dich endlich wieder? Komm, setze dich neben mich und erzähle, wie es meinem Herzblatt all die lange Zeit ergangen ist."

„Sascha," erwiderte sie, „Marfa ist da und möchte dich begrüßen."

„Ah so" — der Ton klang kühl — „ich vergaß."

Frau von Schröter winkte ihrer Nichte, die langsam näher trat und, während Ida ihren Sitz zurückschob, die Blumen vor den Kranken hinlegte. Ein sonniges Lächeln flog über seine Züge; dann streckte er ihr die Hand entgegen. Als sie die ihrige hineinlegte, begegneten sich ihre Blicke. Er nickte ihr zu. „Habe Dank, Cousinchen; Willkommeneres hättest du mir nicht bringen können. — Wie gefällt dir unser Petersburg? Hast du die Reise glücklich überstanden?"

„Gut und längst," erwiderte sie lächelnd, beide Fragen zugleich beantwortend. „Wie aber befindest du dich, lieber Vetter?"


F. Schwormstädt

„Besser, besser,“ flüsterte er, indem er die Augen von neuem schloß, „nur müde bin ich.“ Dann, nach einer Weile: „Du bleibst noch bei mir, Ida?“

Marfa verstand sofort — das Herz schlug ihr bis in die Kehle. „Ich will nicht länger stören,“ sagte sie herb, „leb wohl, Sascha.“

„Alexander,“ verbesserte er mit Nachdruck. Darauf: „Nochmals Dank, Cousinchen; auf Wiedersehen!“

Als sie sich zum Gehen wandte, winkte ihr Ida strahlend zu. „Ja du,“ dachte Marfa bitter, „du bist willkommen — ich habe hier nichts zu thun.“

Im Nebenzimmer kam ihr Frau von Schröter nach und legte ihr liebevoll den Arm um die Schultern. „Mein Töchterchen,“ sagte sie, „bleibe hier, bis ich dir Ida nachschicke.“

Als sie sich niederbeugte, um Marfa auf die Stirn zu küssen, sah sie, daß dem Mädchen Thränen in den Augen standen. „Nimm es dir nicht zu Herzen,“ mahnte sie. „Es ist besser, ich sage dir die Wahrheit: Sascha findet es schwer, die Liebe seiner Schwester mit ‚noch jemand‘ teilen zu sollen. Glaube mir, er hat ein weiches Gemüt, und wenn du ein wenig Geduld übst, so wirst du das bald an dir selbst erproben. Jetzt aber bedenke, daß er leidet — und daß Gott uns absichtlich Hindernisse in den Weg legt, damit wir daran erstarken. Und nun setze dich hier in das lauschige Winkelchen und sieh dir an, was du magst. Später studiert ihr miteinander, und darauf fährt Onkel mit euch spazieren.“

Der Platz, den Frau von Schröter ihrer Nichte angewiesen hatte, befand sich zwischen zwei Fenstern unter einer natürlichen Epheulaube. Auf dem Tische vor dem

darin befindlichen kleinen Rundsofa lagen verschiedene Albums, deren eines sie mechanisch zu durchblättern begann.

Sie fühlte sich tief verletzt durch die soeben gemachte Erfahrung. Was hatte sie Sascha gethan, um so gekränkt zu werden! sie, die ihm so freundlich entgegengekommen war und die für ihn gebetet hatte, am Tage — sogar in der Nacht, wenn die Unruhe um ihn ihr den Schlaf raubte! Freilich, das konnte er nicht wissen, und um des Lohnes willen betet man ja auch nicht. Aber davon abgesehen: es war doch mindestens nicht großmütig, ihr, der Verwaisten, so kühl zu begegnen, während die Seinen sie mit Liebe überschütteten.

Ein weiches Gefühl stieg bei dieser Erinnerung in ihr auf. Sie sagte sich, daß all diese Liebe eine unverdiente sei — und nun wollte sie nicht einmal eine Abweisung ertragen? Und noch dazu von ihm, vor dem sich kaum erst die Thore des Todes geschlossen hatten? Die vielen guten Vorsätze: wo waren sie geblieben?

Das Bild ihrer Mutter trat vor sie hin. „Ja, Mama," flüsterte sie, „dir war ich alles — alles!" Sie verweilte bei diesem Gedanken. Gewiß, das war es: sie hatte sich so lange als Mittelpunkt gefühlt, daß es ihr nun unmöglich dünkte, sich als überflüssig betrachtet zu wissen.

Wieder traten ihr Thränen in die Augen, aber diesmal waren es solche der Beschämung. Was konnte sie Sascha sein? Er kannte sie ja nicht. Aber Zuneigung läßt sich doch erringen? Das wollte sie auch: ihren heißen Dank gegen Onkel und Tante wollte sie durch Liebe, Zuvorkommenheit und, wenn nötig, durch Geduld gegen deren Kinder abzutragen suchen. Sie wollte nimmer vergessen, daß Geben seliger ist als Nehmen, wollte darnach

streben, anderer Wünsche zu erfüllen, nicht aber zunächst an die Befriedigung der eigenen zu denken.

„Das war Mamas Meinung," sagte sie sich, „wenn sie mir gebot, mein glücksdurstiges Herz zu bezwingen. Ich will es thun und Gott und die liebe Mutter Maria um Kraft und Segen dazu anflehen."

Nachdem sie sich so innerlich beruhigt und gefestigt hatte, nahm ihr Blick die Bilder, die sie durchblätterte, mit größerer Aufmerksamkeit in sich auf. Welch prächtige Ansichten: himmelragende Berge und köstliche Gebirgsseen; das Meer mit schäumenden Wellen und lichtem Strand! Sie war so versunken, daß sie nicht hörte, wie Ida in das Zimmer trat und leise auf sie zuhuschte. Erst als jene ihr das Buch vor der Nase zuschlug, ward sie ihrer Gegenwart gewahr.

„Was fällt dir ein?" rief Marfa halb erschreckt, halb geärgert aus. „Ich war mitten im schönsten Anschauen und —"

„Du, das mußt du mit Sascha zusammenthun," war die Antwort. „Der ist überall selber gewesen, und er schildert dir alles so, daß du ihm mit Siebenmeilenstiefeln zu folgen glaubst: nach Tirol, Italien, Deutschland 2c. Ach, und er erzählt so gern!"

„Das wird er mir gegenüber kaum thun wollen," entgegnete Marfa, alle guten Vorsätze im Nu vergessend.

„Hoho!" machte ihre Cousine, indem sie die Augenbrauen verwundert in die Höhe zog. „Was ist dir denn in die Krone gefahren?"

„Das ist ein häßlicher, unfeiner Ausdruck," bemerkte jene gereizt. „Uebrigens sollte es mich doch sehr wundern, wenn du nicht beachtet hättest, wie dein Bruder nur Freundlichkeiten für dich hatte, gegen mich aber —"

„Daß er dich noch nicht so lieb hat wie mich, ist selbstverständlich," erwiderte nun auch Ida mit erhobener Stimme. „Ich bin doch seine einzige Schwester! Du aber —"

„Sprich es aus," unterbrach sie Marfa kalt, während ihr ein Schauer durch die Glieder flog, „ich, die Fremde, Ueberflüssige —"

„Aber — Kinder!"

Frau von Schröter stand auf der Schwelle, die Klinke der noch halbgeöffneten Thür in der Hand. Drinnen rief Sascha: „Was ist, Mama? Streit?!"



Seine Mutter zog die Thür leise ins Schloß. „Ich begreife euch nicht!" sagte sie ernst. „Wie konntet ihr euch hier" — sie deutete zurück auf das Krankenzimmer — „so weit vergessen?!"

Marfa errötete heiß unter dem vorwurfsvollen Blicke. Dann schlug sie in tiefer Scham die Hände vor das Gesicht — war das ihre Willensstärke?

Einen Augenblick herrschte peinliche Stille. Dann begann Ida: „Ich glaube, es war meine Schuld. Ich fiel einmal wieder mit der Thür ins Haus, und das nahm Marfa übel."

Diese sah traurig auf. „Ja," stammelte sie, „ich war schrecklich empfindlich —"

Frau von Schröter lächelte. „Wenn es euch beiden leid thut, dann ist ja alles in Ordnung. So, nun gebt euch einen Kuß und mir auch einen — und dann macht, daß ihr fortkommt!"

Arm in Arm verließen die Mädchen das Zimmer. Als sie den Musiksalon zur Hälfte durchschritten hatten, hielt Ida plötzlich an. „Ich hatte aber doch recht," sagte sie, ihrer Cousine hell in die Augen schauend, „du mußt die Bilder mit Sascha zusammen besehen. Er freut sich auch schon darauf. Als der Arzt ihn diesen Winter durchaus wieder in den Süden schicken wollte, bat er dringend, ihn hier zu lassen. Er sei ja viel kräftiger als sonst und er wisse auch, daß Mama ihn nicht allein reisen lasse. Sie müsse aber hier bleiben, schon um deinetwillen, und er wünsche so sehr, einmal wieder eine deutsche Weihnacht mit uns zu verleben. ‚In den Süden reisen wir ja doch,' scherzte er. ‚Ich erzähle dem Cousinchen von all der Herrlichkeit dort unten — und ihr hört geduldig zu.'"

Marfa senkte den Kopf. Also war er ihr doch freundlich gesinnt gewesen — und wie unrecht hatte sie ihm gethan!

„Der Arzt gab schließlich nach," fuhr Ida fort. „Er meinte, bei gehöriger Vorsicht könne der Versuch sogar sehr günstig ausfallen. Nun ist er dem armen Bruder doch schlecht bekommen."

„Hast du mich lieb?" fragte Marfa nach einer Weile.

„Ach, furchtbar lieb!" war die zärtliche Antwort. „Wir haben uns ja alle so unbändig auf dich gefreut, alle, bis auf —" eine leichte Röte überflog ihr Gesicht — „nun ja, bis auf Matuschka und Sascha, welche fürchteten,

mich durch dich zu verlieren. Matuschka ist schon gewonnen, und mit Sascha wirst du auch bald zusammenstimmen. Paß nur auf! Ich habe ihm erzählt, daß du wunderschön Klavier spielst —"

„Oh, Ida!"

„Ja, wunderschön, und daß du die Orgel spielen lernen möchtest. Er lachte und meinte, da müsse er wohl dein Lehrmeister werden."

Marfa sah beglückt auf. „Ach, und wie wonnig es hier ist!"

„Nicht wahr? und all die Instrumente rings herum: Mandolinen, Lauten, Geigen, Violoncellos! Auf die alle versteht sich Sascha, und wie! Ich selber bin dumm in der Musik, aber hören thue ich sie für mein Leben gern! Und ich weiß auch, ob sie was taugt oder nicht. Doch nun komm! Mama wünscht, daß wir zuerst noch arbeiten, dann etwas essen — und darauf geht's huiiiii!" Sie machte eine ebenso energische wie geheimnisvolle Bewegung. Als Marfa fragen wollte, schüttelte sie abwehrend die Locken. „Nein, nein, ich sage nichts; du wirst's schon sehen!"

Gegen Mittag kam Herr von Schröter, die beiden Mädchen abzuholen. „Zieht euch warm an," mahnte er. „Ja so," fügte er hinzu, „ich vergaß: ich habe dir etwas mitgebracht, Marfa!" — Er klingelte. Gleich darauf erschien der alte Jakob mit einem langen hellen Damenpelzmantel sowie dazu passendem Barett und Muff. „Das ist für dich, mein Kind," wandte sich Herr von Schröter an seine Nichte, „du warst noch nicht für den russischen Winter vorbereitet."

„Ach, ganz wie meine Garnitur!" frohlockte Ida.

„Das hat Mama sich herrlich ausgedacht! Da sehen wir ja ganz wie zwei Schwestern aus!“

„Die ihr auch seid,“ bemerkte ihr Vater, indem er seiner Nichte die Hand entgegenstreckte, die sie wieder und wieder küßte.

Nun ging es die Treppen hinab: die Mädchen und Herr von Schröter in ihre Pelze gehüllt, Unkas laut bellend vor ihnen her springend.

„Dürfen wir ihn heute mitnehmen, Papa?“ fragte Ida.

„Meinetwegen, Wildfang.“

„Siehst du, Unkas? ich hab's gewußt!“ jubelte jene, „darum habe ich auch schon deine Schabracke mitgebracht — komm!“ Damit zog sie ihm ein wattiertes rotes Deckchen, mit seidenen Quasten besetzt, über.

„Wie niedlich!“ lachte Marfa. „Ach, und wie wonnig warm mein Pelz ist!“

Jakob öffnete die Thür — Ida schob ihre Cousine mit einem Ruck hinaus.

Da stand ein wunderschöner viersitziger Schlitten, bespannt mit den drei flinken Juckern, die Marfa schon mehrmals nebst den Orlofftrabern im Stalle besucht hatte. Die edlen, geschmeidigen Tiere trugen rot und weiße Federbüsche und hohe Schellenbogen, deren zahlreiche Glöckchen bei jeder Bewegung des Kopfes, bei jedem Schütteln der Mähne harmonisch zusammentönten. Auf dem rückwärts am Gefährt befestigten Kutscherbock saß Iwan in Pelzmütze, Pelzmantel, Pelzhandschuhen und Pelzstiefeln, in der Linken die schneeweißen Zügel, in der Rechten die silberbeschlagene, kurzstielige Peitsche mit der weitnachschleppenden Lederschnur.

„Ach, wie prachtvoll der aussieht!“ flüsterte Marfa ihrer Cousine zu, „und der Schlitten! und die Pferde! ach zu schön!“

„Heute sitzen die Prinzeßchen im Fond,“ scherzte Herr von Schröter. „Unkas und meine Wenigkeit werden in geziemender Ehrfurcht den Rücksitz einnehmen. So, und nun schlüpft hübsch in die warmen Fußsäcke hinein! Danke, Jakob, die Decken genügen; es ist windstill und daher nicht so kalt.“

„Das wird schon noch anders werden,“ sagte Ida ernsthaft. „Paß auf, Marfa, wenn wir dir erst jeden Morgen Nase und Ohren mit Schnee einreiben, damit sie nicht erfrieren!“

„Gefehlt, Ida! Den Bären lasse ich mir nicht aufbinden!“

„O bitte, das ist ein häßlicher, unfeiner Ausdruck —“

Marfa verstand sogleich; aber schon im nächsten Moment begegneten ihre Augen den schelmisch blinzelnden der Cousine. „Weißt du? Diamanten müssen sich aneinander abschleifen!“ entgegnete sie schlagfertig.

Herr von Schröter lachte. „Na, ihr seid ja auf nettem Wege! Doch nun zu, Iwan! Die Quais entlang und dann zur Stadt hinaus, damit sich die Pferde auslaufen!“

Nach anderthalb Stunden hielt der Schlitten wieder vor dem Schröterschen Hause. Die Mädchen waren entzückt von dem Ausfluge. Unkas, der die ganze Zeit kerzengerade neben seinem Herrn gesessen hatte, tänzelte ausgelassen vor ihnen her. Im Korridor raste er ein paarmal wie toll auf und ab. „Das thut er immer,“ erklärte Ida ihrer belustigten Cousine, „nicht etwa vor Kälte — er saß ja warm eingepackt — nein, nur um sich

nach so langer Musterhaftigkeit wieder einmal gütlich zu thun. Jetzt führe ich ihn aber zu Sascha — darf ich das?“ fragte sie ihren Vater.

„Freilich, Liebling,“ stimmte dieser freundlich zu, „doch erst nach Tisch und mit Marfa, damit sie unserem Jungen erzählt, wie ihr St. Petersburg im Winterkleide gefällt.“

So geschah es, und Marfa war erfreut, ihren Vetter zugänglicher zu finden als am Morgen. Er lächelte gutmütig über den Eifer, mit dem sie das blitzschnelle Dahinsausen des Schlittens, die köstlich belebende Luft, das glänzende Bild der Newa-Quais und dann die friedliche Fahrt auf der stillen Landstraße inmitten der weithin sich dehnenden Schneefelder beschrieb.

Frau von Schröter schloß ihr mit einem herzhaften Kusse den Mund. „Nun ist's genug, mein Kind. Unser Patient muß ausruhen, und ihr könnt das auch thun, indem ihr,“ fügte sie auf die erstaunten Mienen der Mädchen hinzu, „miteinander das hübsche Buch lest, das Sascha seinem Bäschen als Willkommensgruß in euer Zimmer hat legen lassen.“



7. Kapitel.

Leben und Kunst.

Saschas Befinden besserte sich zusehends. Da einerseits der Grund seiner Erkrankung auf eine von ihm begangene Unvorsichtigkeit zurückgeführt werden konnte, andererseits die anfangs sehr gesunkenen Kräfte sich auffallend hoben, so gestattete ihm der Arzt unter Anordnung strenger Maßregeln, diesen Winter dennoch in Petersburg zu verleben.

Während der Jüngling sich zunächst in seine Räume einspann, machten die beiden Mädchen tüchtige Fortschritte in dem ihnen vorgeschriebenen Lehrgange; die von Zeit zu Zeit abgehaltenen Prüfungen fielen daher immer befriedigender aus. Das Russische wurde Marfa leichter, als sie vorausgesetzt hatte. Ihr Onkel bestimmte genau die Art des Studiums, das mehr auf das Praktische als auf das Theoretische zielte. Ida bekundete sich immer mehr als ein liebenswürdiges Unterrichtstalent, so daß die nachdrücklich verbotenen Thränen wirklich auf beiden Seiten ausblieben. Schöne, anregende Lektüre förderte die erworbenen Kenntnisse, und Matuschka sorgte für die Ausfüllung einzelner Lücken, indem sie über jeden Schnitzer Marfas bedächtig den Kopf schüttelte und ihn einer lang ausholenden, feierlichen Korrektur unterwarf.

Unter der Dienerschaft sprach Jakob allein ein fließendes Deutsch. Mit ihm unterhielt sich Marfa, wie sie es dem alten Manne anfangs versprochen hatte, öfters über ihre teure Mutter, bei deren Eltern jener schon als Groom thätig gewesen war. Mit dankbarer Rührung bewahrte und belebte er ihr Andenken. Er wußte allerlei kleine Züge von ihr zu erzählen, und nie wurde es Marfa müde, ihm zuzuhören, wenn er so die unbekannte Vergangenheit vor ihr aufrief und ihr das Bild der Mutter in einem neuen Lichte zeigte.

Jakobs tiefste Liebe aber galt dem jungen Herrn, „Alexandrowitsch“ Schröter. Wie Matuschka ihren „Sonnenstrahl“ Ida, so hatte er den einst so lebensfrohen und jetzt so hart geprüften Jüngling in sein Herz geschlossen. Durch ihn lernte Marfa all die gewinnenden Eigenschaften des Kranken kennen: sein feines Gefühl für anderer Leid und Freud', seine Geduld und fromme Ergebung bei aller Sehnsucht nach Kraft und Thätigkeit.

„Was wäre wohl aus ihm geworden, wenn Gott ihm seine Gesundheit gelassen hätte? ein Kaufmann wie sein Vater?“ fragte sie einmal.

„Das, was er jetzt ist,“ erwiderte Jakob stolz, „ein Musiker von Gottes Gnaden. Er komponiert sogar, und alle Welt ist voll von seinen Talenten.“

„Alle Welt?“ fragte das Mädchen zweifelnd.

„Nun ja, wie man das so sagt: alle wenigstens, die seine Schöpfungen kennen gelernt haben. Man druckt ja seine Werke, und der Zar selbst soll sich dafür interessieren.“

Marfa schwieg und dachte sich allerlei. Ihr selbst bot die Musik den höchsten künstlerischen Genuß. Ihre Mutter

hatte ihr ein starkes musikalisches Talent vererbt und dasselbe durch vorzüglichen Unterricht ausbilden lassen. Auch in dem kunstsinnigen Hause ihres Oheims fand diese bedeutende Veranlagung eine entsprechende Förderung. Nun harrte Marfa gespannt des Augenblickes, wo sie ihren Vetter als Künstler und Lehrer kennen lernen würde. Allerdings fragte sie sich, woher sie den Mut nehmen solle, ihm ihr kleines Können zu offenbaren. Ida neckte sie zuweilen darüber. „Ein geduldiger Lehrmeister ist er nicht,“ pflegte sie zu sagen. „Ich habe mir seine Stunden verbeten, weil es gar zu ungemütlich darin herging — freilich am meisten von meiner Seite. Es ist ja auch möglich, daß er sich dir gegenüber beherrscht.“

„Oder daß ich mehr Geduld habe, als du und er zusammengenommen.“

„Oho, du bist ja sehr siegesgewiß! Nun, qui vivra, verra — du siehst, ich habe schon von deinem Französisch profitiert.“

Eines Tages huschte Marfa auf ihrem Wege nach Matuschkas Zimmer, wo sie jetzt stets ein willkommener Gast war, an Saschas Wohnung vorüber. Plötzlich blieb sie stehen und horchte. Drinnen wurde die Orgel gespielt.

Es war eine Bachsche Fuge, von Meisterhand vorgetragen. Eine Seele ergoß sich in diese Töne: überwältigend in ihrer unmittelbaren Aeußerung, und zugleich bis in die feinsten Fibern vor Andacht erbebend.

Marfa lauschte wie gebannt, unfähig, sich zu regen.

Nun verhauchte der Schlußaccord. Bald darauf begann ein Präludium, erst leise, dann immer stärker anschwellend, bis auf den brausenden Tonwellen eine klar und plastisch ausgearbeitete Melodie daherflutete, so gewaltig und tief, daß dem Mädchen die Thränen ins Auge stiegen.

Da öffnete sich eine Thür, und Frau von Schröter trat heraus. „Das ist schön, daß ich dich hier finde," flüsterte sie. „Ich wollte dich holen, damit du Sascha spielen hörst. Er phantasiert gerade auf der Orgel, und da ist er so vertieft, daß ihn nicht leicht etwas stört. Komm nur herein — es wird dir schon gefallen."

„Gefallen?" wiederholte Marfa leise, „aber ich bin hingerissen! Ich glaube, Schöneres hörte ich nie!"

„Ja," erwiderte jene, indem ein rührend weicher Ausdruck ihre Züge verschönte, „Gott hat unserem Liebling das eine genommen und ihm dafür das andere in erhöhtem Maße gegeben, und dieses ist das Glück seines Lebens."

Als sie eintraten, saß der Jüngling, den Rücken ihnen zugewandt, in leicht vorgebeugter Haltung an der Orgel — verloren in die Welt, die er sich selber erschloß.



Seine Mutter und Marfa lehnten Hand in Hand am Fenster. Kein Wort fiel; nur ein Händedruck, ein Blick von der einen zur anderen sprach zuweilen von dem, was in ihnen vorging.

Plötzlich brach das Spiel ab. Sascha kehrte sein von leichter Röte belebtes Gesicht den Lau=

schenden zu. „Ich habe mich nicht getäuscht,“ sagte er, „es war mir doch, als wenn noch jemand außer meinem Mütterchen zuhöre. — Hast du dich schon einmal auf der Orgel versucht, Cousinchen?“

Sie lächelte scheu, faßte aber Mut zu der Antwort: „Früher, ja, in einer Dorfkirche. Mama und ich waren auf ein paar Wochen in ein kleines holsteinisches Seebad gegangen, wo wir bei dem Organisten wohnten. Der führte mich dann in seine Kunst ein — aber ich kann wirklich nichts!“

„Das sagen alle Genies,“ war die heitere Antwort. „Komm nur her, es wird schon gehen! Noten liesest du ja perfekt, und was du auf dem Klavier leistest, weiß ich einigermaßen. Ich habe dich nämlich unlängst gehört,“ fügte er hinzu, „mit Wissen Mamas, versteht sich. Aus ‚Haushaltungsgründen‘ mußte der im Salon stehende Flügel plötzlich in eines der Zimmer unter meiner Wohnung gebracht werden. Und da das Bäschen blitzwenig Ortssinn hat, so merkte es nichts.“

„O Tante,“ stammelte Marfa vorwurfsvoll.

Jene nickte ihr gütig zu. „Ich kannte deine Befangenheit — und daher mußten Wahrheit und ein wenig List unserem Zwecke dienen. Aber nun sei auch vernünftig und thue, was Sascha wünscht.“

Marfa willfahrte. Als sie geendet hatte, sagte ihr Vetter schlicht: „Ich denke, wir wollen es miteinander versuchen.“

Er hielt Wort. Täglich unterrichtete er seine begabte und, wie Ida behauptete, vor Geduld überfließende Schülerin, die glänzende Fortschritte machte. Dadurch kamen sie einander näher, und so schloß sich allmählich die Lücke, welche Marfa in dem ihr so teuren Kreise

anfänglich bitter empfunden hatte. Sie dankte Gott dafür und trat bescheiden vor Ida zurück, die ihrem Bruder der erquickendste Sonnenschein war und blieb.

So verging die erste Hälfte des Winters und das Weihnachtsfest kam mit seinem Heimatsduft und Herzenszauber — mit all der Sehnsucht, die es in der Verwaisten weckte.

Der Reiz und die Wunder des nordischen Winters thaten sich vor der Erstaunten auf. — In eine neue Welt fühlte sie sich gerückt durch die liebevolle Förderung ihrer Verwandten in Arbeit, Erholung und Kunst. — Manch heißen Kampf hatte sie zu bestehen gegen ihr eigenes, oft ungezügeltes Wollen, und wenn sie auch zuweilen unterlag: die Gnade von oben half ihr dennoch hindurch. Immer klarer erkannte sie die Weisheit der göttlichen Führung, so daß der nicht selten in ihr aufsteigende Wunsch nach neuen Erfahrungen ihr schier als Undank zu erscheinen begann. Aber auch hierfür sollte ihr Befriedigung kommen. —

Es war zu Anfang Mai. Der Frühling hatte seinen Einzug gehalten; der Schnee war geschmolzen, die Sonne schien warm, und das junge Grün sproßte an Baum und Strauch. Sascha träumte schon von seinem ersten Ausflug und freute sich wie ein Kind, wenn ihm Schwester oder Cousine ein im Freien gepflücktes Sträußchen in sein blumendurchduftetes Heim brachten.

Für heute hatte Herr von Schröter den Mädchen die Erfüllung eines längst gegebenen Versprechens zugesagt: Marfa sollte endlich das Innere der Isaakskathedrale kennen lernen.

Um die dritte Nachmittagsstunde trafen sie dort ein. Dem Küster, der sich ihnen zugesellen wollte, drückte Herr

von Schröter ein Geldstück in die Hand und winkte ihm dann energisch ab.

Marfa war auf Außergewöhnliches vorbereitet gewesen, aber was sie nun sah, übertraf ihre kühnsten Erwartungen. Das in mächtigem Renaissancestil gehaltene Gebäude erglänzte von Gold, von weißem und von verschiedenfarbigem Marmor. Kostbares Gestein zierte Altäre, Säulen, Fußboden und Wände.

In scheuer Bewunderung durchschritten die Mädchen mit ihrem lieben Führer das Mittelschiff, an dessen Ende sich, unmittelbar vor dem Chorraum, eine weiße Marmorwand erhob: das sogenannte Ikonostas (Bilderwand), geschmückt mit dreiunddreißig berühmten Gemälden, deren warme Töne sich unter dem zur Kuppel hereinströmenden milden Licht zu einer wundervollen Farbenharmonie vereinigten. In der Mitte dieser Bilderwand befand sich ein bronzenes Thor, über dem eine lebenswahre Gruppe aus gleichem Metall: Christus, Maria und Johannes der Täufer, thronte. Zu beiden Seiten standen acht Malachit- und Lapis-Lazulisäulen, deren jede ein kostbares Mosaikgemälde trug.

„Die kunstvoll durchbrochene Mittelpforte," erklärte Herr von Schröter, „bleibt während der Meßliturgie geöffnet. Tretet näher hinzu, damit ihr den gerade hinter ihr im ‚Allerheiligsten' (Chorraum) aufragenden Altar besser in Augenschein nehmen könnt. Derselbe besteht aus dem schönsten weißen Marmor, alles auf ihm ist aus den edelsten Metallen und Steinen gebildet. Ueber dem Altar seht ihr das Tabernakel: ein genaues Abbild der Kathedrale im Kleinen. Es ist aus gediegenem, stark vergoldetem Silber in jahrelanger Arbeit verfertigt. — All die Pracht ringsum aber umgiebt wie ein Glorien-

schein das Mittelthor des Ikonostas, durch welches das Sakrament den nach ihm Verlangenden gebracht wird: all der Glanz ist dem allerheiligsten Altarssakrament untergeordnet. So trennt," fügte er leise hinzu, „eine scheinbar nur schmale Kluft die griechische Kirche von der unseren. Und doch ist diese Kluft unausfüllbar. Denn das Wort des Heilandes steht ewig fest: ‚Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.' Unsere armen Brüder haben sich davon abgewandt und einen anderen, Nichtberufenen zu ihrem Hüter erwählt. Darum erfüllt die Herrlichkeit ringsum den tiefer Erwägenden mit Trauer, weil sie nur als blendende Hülle für Irrtum und Unrecht dient."

„Ist hier nicht ein wunderthätiges Muttergottesbild?" fragte Marfa nach einer Weile.

„Du denkst an die sogenannte Mutter Gottes von Kasan," erwiderte ihr Onkel. „Sie befindet sich in der Kasanskathedrale am Newskyprospekt, wohin wir noch fahren wollen."

Als unsere Freunde diese ebenfalls überreiche Kirche betraten, drang ihnen ein Lichtmeer aus der Richtung des Festaltars entgegen, der das berühmte Madonnenbild trägt. Die altehrwürdige Statue, welche 1339 aus Kasan nach Moskau und 1721 von dort nach Petersburg überführt wurde, schmückte ein goldenes, mit Edelsteinen und Perlen übersätes Gewand, das im Scheine der sie umstrahlenden Lichterguirlanden blitzte und funkelte. Immer neue Andächtige strömten herzu, um geweihte Kerzen auf die schweren Silberkandelaber aufzustecken. Keine Bank, kein Schemel war ringsum zu sehen. Alles kniete auf den Marmorfliesen, sich andächtig Stirn und Brust bekreuzend, aber kein Wort kam über die Lippen, kein Blatt

eines Gebetbuches regte sich. Alle diese Menschen aus den verschiedensten Ständen waren in lautloses Gebet versunken vor der Hohen, Reinen, die tiefe Liebe und Andacht auch in den Herzen ihrer irrenden Kinder weckt und bewahrt.

Als der Wagen auf der Rückfahrt um eine Ecke biegen wollte, kam ihm ein anderes elegantes Gefährt entgegen, in welchem ebenfalls ein Herr mit zwei halberwachsenen Mädchen saß. Beide Gespanne scheuten vor einander auf. Die Kutscher thaten ihr möglichstes, um ein Unglück zu verhüten — es gelang ihnen, nur konnten sie nicht verhindern, daß die Räder der beiden Wagen ineinander gerieten. Es dauerte einige Zeit, ehe die Ordnung wieder hergestellt wurde. Währenddessen unterzogen sich die Insassen einer gegenseitigen Musterung. Die beiden Herren grüßten verbindlich; die Mädchen schauten herüber und hinüber. Marfa, der ihre älteste Nachbarin besonders gefiel, rief ihr in der Erregung ein paar deutsche Worte zu, die jene in derselben Sprache beantwortete. So entspann sich eine Unterhaltung, die freilich schnell genug durch das Weiterfahren der Wagen unterbrochen wurde. Im letzten Augenblick streckten beide Mädchen einander die Hand entgegen; die Herren zogen ihre Hüte, Ida winkte lebhaft zurück und freute sich über die freundliche Erwiderung ihres Grußes. Lange noch plauderten sie und ihre Cousine über dies „Abenteuer.“

Als am Abend Ida sich schon in Träumen wiegte, dachte Marfa darüber nach, wer wohl jenes liebe Mädchen sein könne, deren sanfte, vornehme Gesichtszüge und — deren reine deutsche Aussprache es ihr angethan hatten.

8. Kapitel.

Der Besuch

Es war eine Woche später zur Nachmittagsbesuchsstunde, als Ida in das Arbeitszimmer eilte, wo ihre Cousine mit dem Aufräumen der Bücher beschäftigt war.

„Du,“ rief jene fast atemlos, „derselbe Wagen, der den unseren neulich fast umgeworfen hätte, hält unten vor der Thür. Komm rasch hinüber in Mamas Salon, da kannst du ihn sehen!“

Marfa gehorchte in fliegender Eile. Als sie auf die vornehme Equipage mit dem galonierten Kutscher und Bedienten hinabschaute, rief sie enttäuscht: „Es ist ja niemand darin!“

Ida lachte. „O du Närrchen! Man bleibt doch nicht ewig auf der Straße, wenn man einen Besuch machen will!“

„Du hast recht,“ war die kleinlaute Antwort. „Sie sind natürlich schon im Hause.“

„Wer sie?“

„Nun, der Herr und die Mädchen!“

„Nur der erstere ist gekommen.“

„Ach so!“ Marfas Gesicht verlängerte sich auffallend. „Was will er denn allein hier?“

Ida lachte noch heller. „Weiß ich's? Jedenfalls ist er gleich zu Papa geführt worden. — Was ist, Jakob?" wandte sie sich dem Eintretenden zu.

„Der gnädige Herr läßt die gnädige Frau bitten, ihn nebst dem Besuche im Salon zu erwarten."

„Mama ist bei Sascha, schnell, Jakob!"

Als sich die Thür hinter dem alten Diener geschlossen hatte, sagte Ida: „Bist du nicht furchtbar neugierig, Marfa? Paß auf, jetzt wird es interessant: ganz gewiß kommt er wegen uns."

„Weshalb denn?"

„Nun, weißt du: die jüngere seiner Töchter und ich hatten uns doch gleich sehr gern: ich sie — und sie mich, das konnte man klar sehen! Und du und die ältere: ihr schütteltete euch ja sogar beim Fortfahren die Hände! Also was ist natürlicher, als daß sie uns näher kennen lernen wollen!"

Marfa dachte nach. „Da wundert es mich doch sehr, daß ihr Papa sie jetzt nicht mitgenommen hat! Freilich, ihre Mama mag das nicht gewünscht haben und — doch da kommt unsere Klavierlehrerin!" unterbrach sie sich. „Geschwind, Ida, wir müssen noch unsere Noten zum Vierhändigspielen zurecht legen."

Ihre Cousine schnitt so etwas wie eine Grimasse. „Ach, wie langweilig!" seufzte sie, „gerade jetzt, wo wir vielleicht bald etwas erfahren könnten! Und dann: es ist geradezu gräßlich, immer im Baß herumwühlen zu müssen!"

„Aber Ida! Das brauchtest du ja nicht zu thun, wenn —"

„Freilich! Du liebe Weisheit, wenn — wenn — wenn! Wenn ich fleißiger übte, wolltest du natürlich

sagen. Aber laß nur: im Grunde gönne ich dir ja den piepsigen Diskant, und außerdem klingt es besser, als wenn ich droben herumjammerte."

Während des folgenden Unterrichtes gab es mancherlei an dem Zusammenspiel der Kinder auszusetzen. „Es scheint an Aufmerksamkeit zu fehlen," bemerkte die Lehrerin endlich. Marsa stieg die Röte ins Gesicht; es war das erste Mal, daß ihr von dieser Seite ein solcher Vorwurf gemacht wurde. Ida blinzelte schelmisch zu ihr hinüber. „Ich glaube, es ist meine Schuld," sagte sie dann in gewohnter Offenheit. „Ich war zerstreut — dürfen wir nicht noch einmal anfangen, liebes Fräulein?"

Von nun an ging es besser, und die Stunde schloß in sehr befriedigender Weise. Sogar Ida meinte, das Vierhändigspielen fange an, ihr Freude zu machen.

Als die Dame fortgegangen war, ließ Frau von Schröter die Mädchen nach Saschas Wohnung rufen. Dort fanden sie beide Eltern nebst dem Sohne, der seine Schwester lebhaft zu sich heranwinkte. „Nun, Mäuschen?" fragte er, indem er sie prüfend anschaute.

„O Sascha," rief sie erregt aus, „ich sehe dir an, es ist etwas Wichtiges. Der Herr —"

Er unterbrach sie: „Ich wollte nur wissen, ob du schon etwas gemerkt hättest. Geh nur hinüber zu den Eltern; die werden es dir mitteilen."

„Kommt beide zu uns," gebot Herr von Schröter, der mit seiner Gemahlin unter der Epheulaube saß. „Ich merke, ihr brennt vor Neugier — da muß ich euch wohl erlösen. Ihr habt also neulich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht," scherzte er. „Prinz Friedrich war hier, um uns zu sagen, daß seine Töchter ihm keine Ruhe

ließen; sie müßten euch durchaus wiedersehen und womöglich zu Freundinnen gewinnen."

Die Mädchen sahen einander sprachlos an; sie glaubten, sich verhört zu haben.

„Wer, Papa?" fragte endlich Ida, indem sie sich unwillkürlich näher an Marfa drängte und deren Hand ergriff.

Ihr Vater lächelte. „Prinz Friedrich," wiederholte er, „ein entfernter Vetter des Zaren."

„Vetter des Zaren?" riefen die Cousinen wie aus einem Munde.

„Freilich: ein gütiger, liebenswürdiger Herr, wie ihr das ja neulich habt bemerken müssen. Vor wenigen Jahren," fügte er plötzlich ernst werdend hinzu, „hat ihm Gott seine geliebte Gattin genommen. Seit jener Zeit ist es, wie er selber andeutete, sehr einsam um ihn geworden, und seine Kinder empfinden dies so schmerzlich wie er. Das hat ihn aus der kleinen deutschen Residenz, wo er bis jetzt wohnte, hinausgetrieben: zuerst auf Reisen, und jetzt, da sie derselben müde geworden sind, hierher, in die Nähe der ihm freundschaftlich verbundenen kaiserlichen Verwandten. Er gedenkt, sich auf länger in St. Petersburg niederzulassen, falls die Gesundheit der älteren Tochter das erlaubt. Beide Prinzessinnen lieben einander zärtlich, und da die Zarenstadt ihnen noch immer Neues bot, hatten sie den Verkehr mit Altersgenossen bis jetzt noch nicht entbehrt. Erst jene flüchtige Begegnung mit euch weckte in ihnen den Wunsch nach anderer Gesellschaft als der eigenen. So kam Prinz Friedrich zu uns."

„Wie konnte er nur unsere Adresse herausfinden?" fragte Marfa verwundert.

Ihr Onkel lächelte. „Das ist nicht so schwer an einem Ort, wo die Polizei Argusaugen und Luchsohren hat.“

„Der Name deines Onkels hat weithin einen guten Klang,“ sagte Frau von Schröter, ihrem Manne beglückt in die Augen schauend.

„Das alles darf euch keinen falschen Begriff von der Tragweite dieses Ereignisses geben, liebe Kinder,“ fuhr jener fort. „Kein eigenes Verdienst, noch irgend ein besonderes euch verliehenes Vorrecht ist die Ursache desselben. Es kommt ja oft vor, daß irgend ein innerer Zug fremde Personen beim ersten Begegnen miteinander verbindet. Das mag auch bei euch so gewesen sein.“

„O ja,“ fiel Ida ein, „mich zieht es hauptsächlich zu der Jüngsten.“

„Das konnte ich mir denken, mein lustig Vögelchen,“ meinte Sascha.

„Auf alle Fälle,“ fuhr sein Vater fort, „habe ich Seiner Hoheit mitgeteilt, daß ich meine beiden Töchter ihrem Kreise erhalten wissen will. Ihr dürft nie vergessen, daß ihr nicht Prinzessinnen, sondern Kaufmannstöchter seid — und daß Ihr Pflichten zu erfüllen habt in diesem Hause.“

„Wollte er uns denn gleich mitnehmen?“ fragte Ida halb erschreckt.

Sascha schritt auf sie zu und zog ihr Lockenköpfchen an sich. „Du bist mein süßes Herzblatt,“ flüsterte er. „Glaubst du, ich würde dich hergeben? Du gehörst zu mir — verstanden?“

Frau von Schröter sah gerührt zu ihnen hinüber. „Von Trennung ist überhaupt nicht die Rede,“ bemerkte sie. „Prinz Friedrich drückte mir sofort den Wunsch aus,

seine Töchter hierher zu bringen. Er sei ein einfacher Mann, sagte er, der seine Kinder ebenso erziehe; so würden unsere Gewohnheiten und Anschauungen gewiß zusammenstimmen.“

„Wann kommen sie denn?“ fragte Ida atemlos.

„Morgen um diese Zeit, wenn eure Stunden hinter euch liegen,“ erwiderte ihre Mutter. „Sorgt dafür, daß bei euch alles in Ordnung ist, und seid schlicht, offen und bescheiden — das weitere findet sich dann. Und nun geht hinunter zum Thee; wir werden euch sogleich folgen.“

Auf der Schwelle wandte sich Marfa nochmals um. „Kommst du auch, Alexander?“

„Warum fragst du?“ lautete die Antwort.

„Es ist wegen der Orgelstunde, die du mir geben wolltest —“

„Ach so, ich vergaß. Ich fürchte, ich werde heute zu müde sein.“

Als die beiden Mädchen im Eßzimmer angelangt waren, sah Ida ihrer Cousine forschend ins Auge. „Du bist wohl sehr betrübt, daß du deinen Quälgeist heute entbehren mußt?“ scherzte sie.

Jene errötete unwillig. „Du weißt, Sascha quält mich nie, und ich lerne so viel von ihm, daß mir jede Minute leid thut, die mir dafür verloren geht. Freilich, er ist leidend —“

„Unsinn!“ lachte jene. „Er ist ärgerlich über die Prinzessinnengeschichte, weil er fürchtet, mich von jetzt an noch weniger zu haben als sonst.“

„Sei glücklich, daß du einen Bruder hast, der dich so innig liebt.“

Ida schwieg nachdenklich. Dann sagte sie gedrückt: „Das bin ich ja auch. Nur zuweilen empfinde ich seine

Liebe wie einen Zwang. Aber du hast recht: ein Dutzend Prinzessinnen wiegen mir den Sascha nicht auf!“

„So sage ihm das!“ mahnte Marfa. Die andere sah sie großäugig an. Als nun aber ihre Eltern mit dem Sohne eintraten, sprang sie hurtig auf diesen zu und hing sich an seinen Arm. Liebkosend strich er ihr über das widerspenstige Haar. „Was will mein Vögelchen?“ fragte er zärtlich.

„Dich,“ antwortete sie schlicht. „Ich freue mich so, daß ich dich habe.“

Glückstrahlend legte er ihr den Arm um den Nacken. „Nun ist alles gut, mein Liebling. Und jetzt wollen wir fröhlich miteinander sein.“

Nach dem Thee sagte er freundlich zu Marfa: „Meine Müdigkeit ist verflogen. Ich denke, du spielst mir doch noch heute das neu einstudierte Präludium vor.“

Der nächste Morgen und die Hälfte des Nachmittags verging den Cousinen trotz vielerlei Arbeit mit erstaunlicher Langsamkeit. Die Minuten, gestanden sie einander, krochen nur so hin, und Ida meinte, es würde ganz gewiß noch etwas dazwischen kommen.

Eine halbe Stunde früher als man angenommen hatte traf der sehnlich erwartete Besuch ein. „Meinen Kindern fiel das Warten so schwer, daß ich ihrem Drängen schließlich nachgeben mußte,“ sagte der Prinz, indem er jene der Dame des Hauses zuführte. Ida und Marfa bemerkten mit einer gewissen Ueberraschung, daß die jungen Prinzessinnen sich tief vor Frau von Schröter verneigten und deren Hand ehrerbietig küßten. „Sieh nur, wie lieb sie mit Mama reden,“ flüsterte Ida ihrer Cousine zu, „gerade wie unsereins!“

Jetzt winkte ihre Mutter sie und Marfa heran, und die unter so seltsamen Umständen gemachte Bekanntschaft erneuerte sich auf die leichteste, natürlichste Weise. Während sich zwischen den älteren Anwesenden — auch Sascha hatte sich zur Begrüßung eingefunden — ein anregendes Gespräch entwickelte, faßte Ida den kühnen Gedanken, dem jüngeren Teil der Gesellschaft einen Streifzug durch Haus und Garten vorzuschlagen. Der Prinz, welcher ein paar Worte dieses lebhaft mitgeteilten Planes aufgefangen haben mochte, erbot sich lächelnd, in einer Stunde wiederzukommen, wenn die gütige Wirtin diesen unbescheidenen „ersten Besuch" so lange bei sich dulden wolle. Strahlend vor Freude entfernten sich die Kinder: Prinzessin Helene Hand in Hand mit Marfa, während Prinzessin Maria vertraulich ihren Arm in denjenigen Idas legte. Zuerst ging es in das Arbeits-, dann in das Schlafzimmer der Cousinen, schließlich, mit einem kleinen Umweg durch Saschas Musiksalon, nach Matuschkas bescheidener Wohnung.

Das „Mütterchen" versank fast in sich vor Schrecken und Ehrfurcht, als die „himmlischen Prinzeßchen" mit ausgestreckter Hand auf sie zukamen, hob aber stark ermutigt den Kopf, als sie bemerkte, daß jene mit ihrem geliebten Russisch entschieden „barbarisch" umsprangen. „Ich sprechen Deutsch sehrr," verkündete sie mit siegesgewisser Miene. „Und ich kochen auch sehrrrr Chokolade!" ergänzte Ida mutwillig. „Ach, wirklich?" fragte die zwölfjährige Prinzessin Maria mit leuchtenden Augen. „Freilich, Hoheitchen," versetzte die Alte mit vertraulichem Nicken, „wollen's schmecken?" Die Gefragte klatschte vergnügt in die Hände, während Ida der Alten unbefangen um den Hals fiel und jubelte: „Gewiß, Matuschka,

und zwar bald, sehrrrr bald! Wir gehen inzwischen in den Garten und in die Gewächshäuser; nicht wahr, Mama?"

Frau von Schröter war soeben eingetreten und widmete sich nun dem Besuche mit der ihr eigenen herzgewinnenden Freundlichkeit. „Ach, gnädige Frau," bat nach einer Weile Prinzessin Helene, „nennen Sie uns doch einfach bei unserem Namen! Und nicht wahr, Marfa und Ida dürfen du zu uns sagen? Ich weiß," fügte sie mit richtigem Takt hinzu, „daß Papa Ihnen sehr dankbar dafür sein wird."

Frau von Schröter zog das liebliche Mädchen an sich und küßte es auf die Stirn. „Seine Hoheit haben mir schon diesen Wunsch ausgesprochen," erwiderte sie herzlich, „und so gebe auch ich gern meine Zustimmung."

Als bald darauf die vier Mädchen einträchtig durch den Garten gingen, sich hier und da nach den überall hervorsprossenden Frühlingsblumen bückend, schaute ihnen die edle Frau aufmerksam nach. Es war ein liebes Bild, das sich ihr darbot. Die schlanke Gestalt der fünfzehnjährigen Prinzessin Helene überragte diejenigen der anderen. Jetzt wandte sie den suchenden Blick der oberen Fensterreihe des Hauses zu; als sie Frau von Schröter entdeckte, warf sie ihr mit anmutiger Geberde eine Kußhand zu. „Ein holdes Geschöpf," sagte sich die Dame, „Gott behüte sie!" — Nun hing ihr Auge an Prinzessin Maria. Nicht so zart wie jene, war sie besonders anziehend durch die gesunde Heiterkeit ihres Wesens. Schelmische Lebenslust blitzte ihr aus den braunen Augen, die im Gegensatz zu den stahlgrauen ihrer Schwester mehr angeregtes als tiefes Interesse verrieten. Eben jetzt sprang sie auf Unkas zu, der in mächtigen Sätzen daher-

sauste. Ida gelang es, ihn in den Armen aufzufangen; ihre Mutter sah, wie sie der kleinen Gefährtin die Kunststücke ihres Lieblings vorzuführen begann.

Prinzessin Helene und Marfa waren unterdes in das Palmenhaus getreten, wo sie der Gärtner mit strahlender Miene empfing. Nachdem sie die schönsten Exemplare besichtigt und gebührend belobt hatten, ließ sich Marfa die Schlüssel geben, um die weitere Führung selber zu übernehmen.



„Welches ist deine Lieblingsblume?" fragte Helene, sobald sie allein waren.

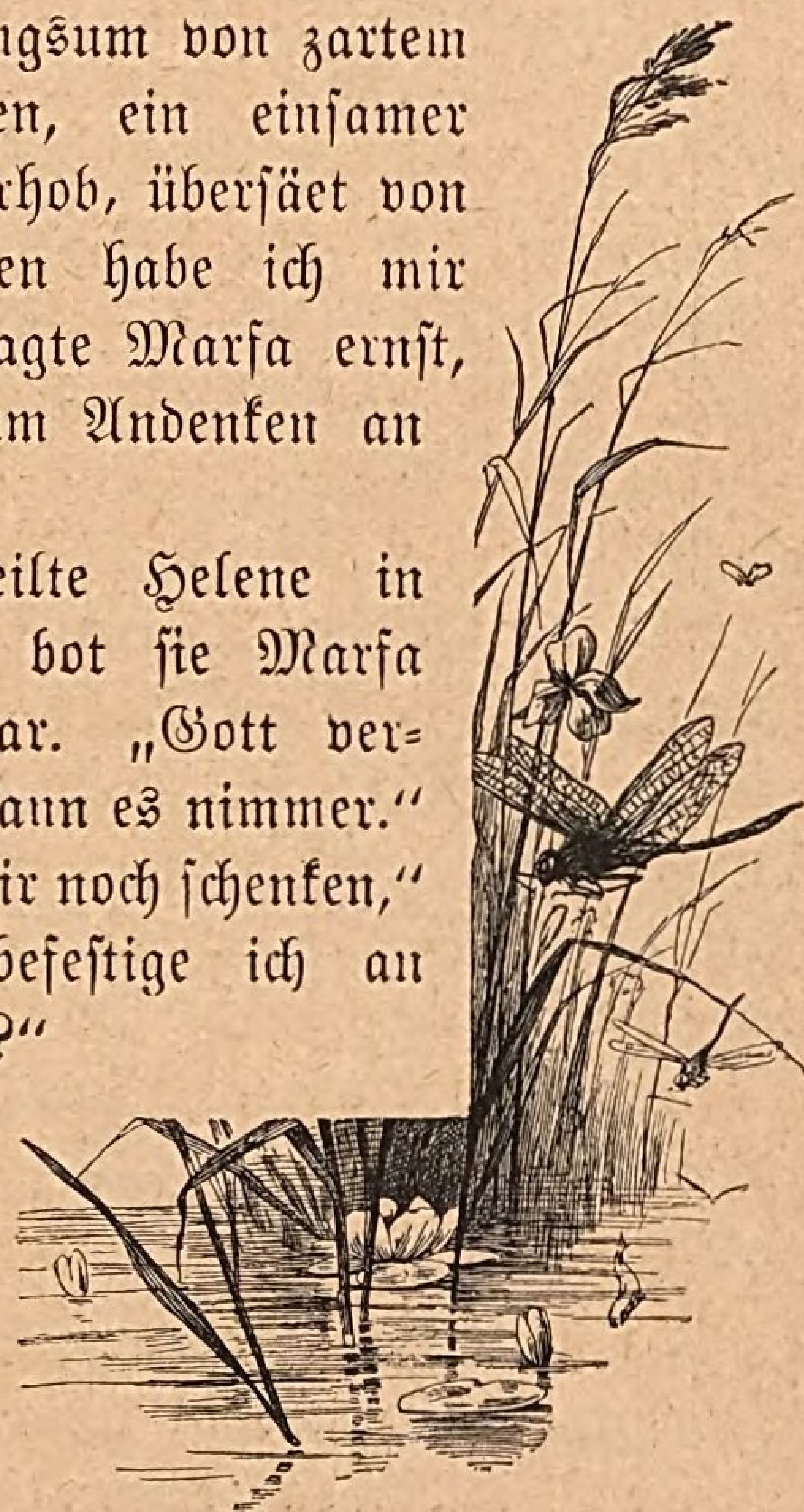
„Weiße Rosen," erwiderte jene träumerisch. „Mama liebte sie so und schmückte sogar Papas Grab damit. Jetzt denke ich oft, wenn ich nur dem ihren welche bringen könnte."

„Du hast beide Eltern verloren?" rief die Prinzessin erschüttert aus.

„Beide," wiederholte jene traurig. „Mama erst vor einem halben Jahre." Sie sah zu Boden — die heißen Thränen waren ihr ins Auge gestiegen. Da schlangen sich zwei weiche Arme um ihren Nacken, und eine sanfte, liebe Stimme flüsterte ihr zu: „Auch mein Mütterchen ist

gestorben — nun wollen wir einander doppelt lieb haben und Gott danken, daß er uns zusammenführte!" — Dann, nach einer Weile: „Ist es nicht seltsam? Weiße Rosen waren auch Mamas Lieblingsblumen, und seit ihrem Tode sind sie die meinen."

Mit einem mitten im Schmerze glücklichen Lächeln richtete sich Marfa auf. „Komm," sagte sie, „ich will dir etwas zeigen, was dich freuen wird." Sie zog die Freundin mit sich fort und öffnete die Thür zu dem anstoßenden Gewächshause, das ganz mit blühenden Blumen angefüllt war. Nur hier und da vor einer besonders schönen Gruppe stehen bleibend, schritten die Mädchen bis an das äußerste Ende vor, wo, ringsum von zartem Moos und Farn umgeben, ein einsamer schlanker Rosenbaum sich erhob, übersäet von schneeweißen Blüten. „Den habe ich mir aus Lübeck mitgebracht," sagte Marfa ernst, „und ich schenke ihn dir zum Andenken an diese Stunde."



Einen Moment verweilte Helene in tiefem Schweigen. Dann bot sie Marfa ihre Lippen zum Kusse dar. „Gott vergelt's," sagte sie leise, „ich kann es nimmer."

„Zwei Rosen mußt du mir noch schenken," fuhr Marfa fort, „die befestige ich an Mamas Bild — willst du?"

„Die schönsten, die ich finden kann!" war die Antwort. „Den Baum aber stelle ich unter Mütterchens Portrait, und der Duft soll zu ihm emporsteigen wie

mein Gedenken und Flehen: Bitte für uns, die wir noch hier unten bleiben müssen!"

„Müssen?" wiederholte Marfa sinnend. „Ist es denn nicht wunderschön auf der Erde? Ich denke oft, jeder Tag ist dazu da, Neues, Gutes und Schönes zu bringen — und er thut es auch! Ach, das Leben ist so köstlich: nicht wahr? Du findest das doch auch?"

„Ja," kam es fast unhörbar von Helenens Lippen. „Aber der Himmel ist noch tausendmal schöner, und seitdem ich Mama dort weiß, sehne ich mich oft bis zum Schmerze nach ihm."

In diesem Augenblick ertönte von oben herein ein lautes Pochen. Ida trommelte energisch an die Scheiben und rief dann mit heller Stimme: „Marfa, Marfa, wo steckt ihr denn? Bitte, kommt heraus! Wir können nicht hinein zu euch, weil wir Unkas bei uns haben. Die Chokolade ist fertig und die holländischen Waffeln dazu! Durch Jakob habe ich soeben noch Eisschlagsahne bestellen lassen!"

Als die beiden älteren Mädchen wieder ins Freie traten, eilte die kleine Prinzessin auf ihre Schwester zu. „Helene," flüsterte sie, „hast du gehört? Ich habe großen Hunger und freue mich furchtbar! Ach, es ist zu schön hier, zu schön! Denke dir, im Garten ist ein Karussell, und eine Schaukel, und eine Grotte, und ein kleiner Teich mit Boot und Gondel! Das Famoseste von allem aber ist der Unkas, ein Hauptkerl! Ich sage dir, der kann geradezu alles!"

Ida hatte sich indes an Marfas Arm gehängt. „Aber, aber," neckte sie, „wo ist denn der große Strauß, den das gnädige Fräulein da drinnen hat pflücken wollen?"

„Ich habe Prinzessin Helene meinen Rosenbaum geschenkt.“

„Wa—a—a—a—s!“ Ida blieb stehen und streckte wie beschwörend beide Hände gen Himmel. „Kinder, nun geht die Welt unter! Aber das muß ich sagen: du hast bedeutsame Einfälle! Und ich —“

„Ida!“ mahnte Marfa.

„Keine Angst,“ lachte jene. „Aber gut, daß du mir diesen Geniestreich mitgeteilt hast. Ich — ich — werde Prinzessin Maria meine — sämtlichen Blumenstöcke schenken: dreißig an der Zahl; nun bist du geschlagen!“ Damit eilte sie auf ihre kleine Freundin zu, um ihr die große Neuigkeit mitzuteilen.

„Fröhliche Jugend!“ sagte Frau von Schröter zu dem einige Zeit später eintreffenden Prinzen. „Die Gemüter haben sich schnell zueinander gefunden, und ich danke Ew. Hoheit, daß meinen Kindern dieser Schatz innerer holder Erfahrung erschlossen worden ist.“

„Der Dank gebührt Ihnen, edle Frau,“ war die herzliche Antwort. „Gott wird es Ihnen lohnen, wenn Sie meine verwaisten Kinder an dem Sonnenschein teilnehmen lassen wollen, der Ihr Heim durchleuchtet und der meinem vereinsamten Hause fremd geworden ist.“

9. Kapitel.

Freundschaft.

Von nun an begann ein schönes Gemeinschaftsleben für das „vierblätterige Kleeblatt,“ wie Herr von Schröter die Freundinnen mit Vorliebe nannte. Es verging fast kein Tag, an dem sie nicht zusammenkamen. Zweimal wöchentlich fand ein „Lesekränzchen“ für das Deutsche und Russische statt, abwechselnd unter der Leitung des Prinzen oder Frau von Schröters. Für den Mittwoch hatte sich letztere gleich bei dem Entwurfe des Arbeitsplanes einen freien Nachmittag ausbedungen, an welchem die Kinder, je nach der Witterung, sich im Freien aufhalten oder im Hause ihren Lieblingsbeschäftigungen nachgehen durften. Von jetzt an verstand es sich von selbst, daß „die Jugend“ diese köstlichen Stunden teilte, entweder in der Schröterschen Wohnung oder, unter der Aufsicht einer Erzieherin, bei „Prinzens,“ wie sich Ida auszudrücken pflegte.

Prinz Friedrich hatte ganz in der Nähe, am Admiralitätsquai, ein Palais inne, welches bei allem darin bethätigten Kunstsinn das Gepräge der Einfachheit trug. Mit Erstaunen und Freude sahen die Cousinen, daß auch die Lebensweise ihrer neuen Gefährtinnen eine ebenso geregelte und schlichte war wie die ihre. Nach den ersten

Wochen mit ihren zahlreichen fremden Anregungen trat für die Prinzessinnen eine genaue Tageseinteilung ein, die den nicht allzu reichlich bemessenen Mußestunden doppelten Reiz verlieh. Der Prinz hatte Sorge getragen, daß diese Erholungszeit mit derjenigen der Schröterschen Mädchen zusammenfiel. Maria und Ida benutzten ihre Freiheit zu allerlei Spiel, besonders mit ihren Puppen, die sie beide noch zärtlich liebten. Beim Vorschreiten des in diesem Jahre auffallend frühen und schönen Frühlings ließ Sascha in der Nähe des Teiches und der Grotte ein leuchtendes, wetterfestes „Zigeunerzelt" mit buntfarbigen Quasten und Wimpeln errichten, dessen erster Anblick Prinzeß Maria einen hellen Jubelschrei entlockte. Da der Garten des prinzlichen Palais verhältnismäßig klein war, sah es ihr Vater gern, daß seine Kinder sich bei mildem Wetter in den parkartigen Anlagen des Schröterschen Besitztums tummelten, wie er sich überhaupt stets beruhigt und beglückt fühlte, wenn er die Töchter unter Frau von Schröters mütterlicher Fürsorge wußte.

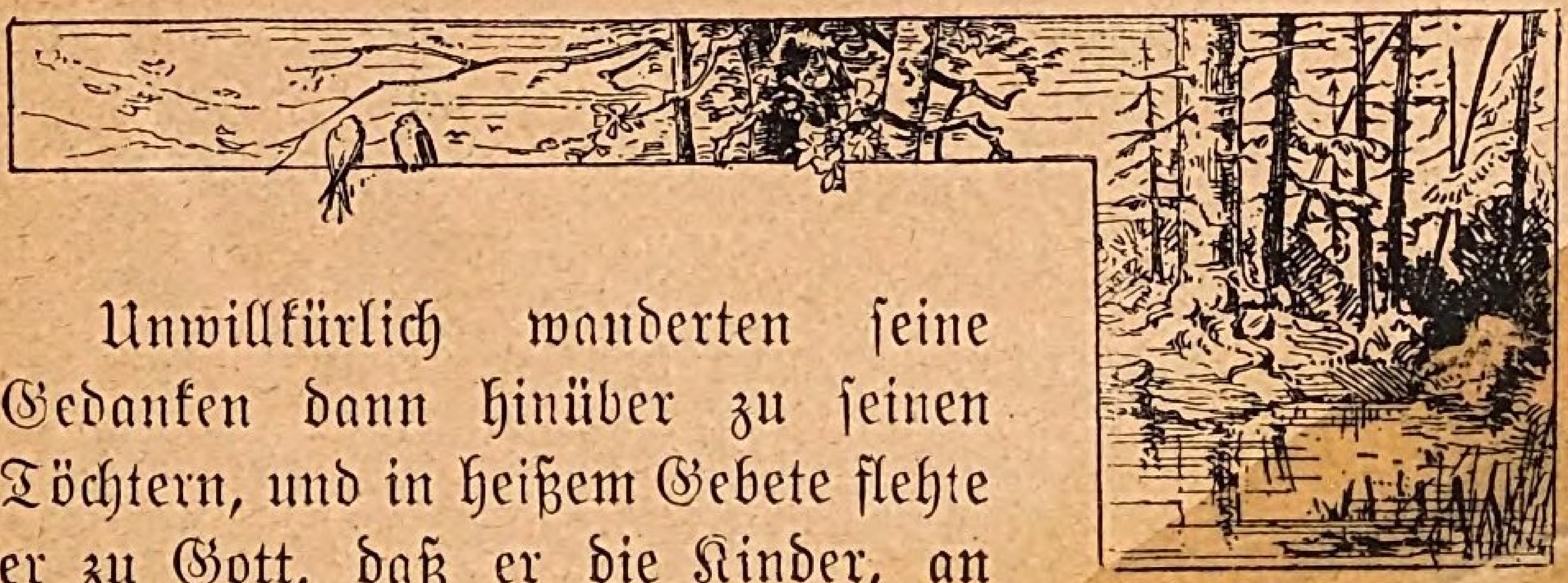
In das Zelt, das aus Wohnraum und Küche bestand, schafften Maria und Ida allmählich ihre sämtlichen Lieblingsspielsachen, so daß bei eintretendem Regen oder überhaupt an kühleren Tagen sie dort „in wonniger Enge" als ernsthafte Puppenmütter ihres Amtes walten konnten. Nicht selten setzte sich Frau von Schröter mit einer Handarbeit zu ihnen, ergötzte sich an ihrer sonnigen Heiterkeit und wurde mit den Kindern zum Kinde.

Prinzessin Helene und Marfa waren ebenfalls häufige Gäste in der luftigen Sommerwohnung, wo sie die Haushaltungssorgen der phantasiereichen Wirtinnen teilten, mit ihnen kochten, nähten, strickten, hier und da auch wohl eine Geschichte fremder oder eigener Erfindung erzählten.

Noch öfter plauderten oder lasen sie in irgend einem lockenden Winkel des Gartens oder des Hauses, oder sie musizierten eifrig, wofür beide eine gleich große Vorliebe besaßen. Helene war eine vorzügliche Geigerin, und ihre Freundin wurde nie müde, ihr zu lauschen, wenn sie dem kostbaren Instrument, das ihr der Zar selber geschenkt hatte, ihr eigenes Empfinden einhauchte. Dann wieder übernahm Marfa die Klavierbegleitung zu irgend einer Lieblingskomposition, und beide vertieften sich so hingebend in das gemeinsame Spiel, daß ihnen die Zeit im Fluge verging.

Hier und da fanden in den beiden freundnachbarlichen Wohnungen kleine Hauskonzerte statt, an denen auch die jüngeren Mädchen teilnahmen: Ida im Verein mit ihrer Cousine auf dem Flügel, Prinzeß Maria auf der Zither, die sie mit anziehender Gewandtheit beherrschte. Ihr Vater war ein tüchtiger Cellist; Frau von Schröter besaß eine schöne Altstimme — so blieb Herr von Schröter als einziges „Publikum" übrig. Die Seele des „aktiven" Kreises aber war Sascha, dessen feinsinnigem Künstlergeschmack sich alle willig unterordneten.

Prinz Friedrich fühlte sich innig zu dem Jüngling hingezogen: durch dessen musikalisches Genie, vor allem durch dessen vergeistigtes, früh geläutertes Wesen. Häufig ruhte sein Blick nachdenklich auf dem Schwergeprüften, dem die verhaltene Lebenslust so oft Auge und Antlitz erhellte. Er sagte sich, daß nach menschlichem Ermessen dieses bei aller Entbehrung so reich gesegnete Dasein bald der Erde entschwinden und eine schmerzliche Lücke in dem Kreise zurücklassen würde, wo auch er, der gereifte, leidgeprüfte Mann, eine so wohl huende Aufnahme gefunden hatte.



Unwillkürlich wanderten seine Gedanken dann hinüber zu seinen Töchtern, und in heißem Gebete flehte er zu Gott, daß er die Kinder, an denen sein Herz mit allen Fasern hing, gnädig behüten wolle.

Zuweilen sprach er mit Herrn von Schröter eingehender über die mögliche Zukunft Saschas. Das geschah besonders an den Tagen, wo dieser sich eines größeren Wohlseins erfreute und dadurch in seiner Umgebung die Hoffnung auf eine gänzliche Herstellung seiner geschwächten Gesundheit weckte.

„Ich bin überzeugt," bemerkte einst der Prinz, „daß er über kurz oder lang in der ersten Reihe der russischen Tonheroen stehen wird, denn zu diesen muß man ihn, dem Charakter seiner Kompositionen nach, wohl rechnen. Die Ursprünglichkeit und Tiefe seines Talentes berechtigen zu jener Annahme. Der Zar selber, der, wie Sie wissen, die vaterländische Musik leidenschaftlich liebt, hat mich auf die eigenartige Ideenfülle dieser Schöpfungen aufmerksam gemacht. Er zeigte sich sehr interessiert, als ich ihm sagte, daß ich diesen jugendlichen Feuergeist kenne und werthalte. Schließlich rückte er mit verschiedenen und, wie ich Sie versichern kann, sehr praktischen Vorschlägen heraus, auf welche Weise er Alexandrowitsch Schröter seiner Begabung gemäß zu fördern gedenke. Auf meine Erklärung hin, daß wegen der Kränklichkeit Ihres Sohnes von der Ausführung dieser Pläne einstweilen

Abstand genommen werden müsse, bevollmächtigte er mich, Ihnen mitzuteilen, daß er zu jeder von Ihnen als passend befundenen Zeit dem genialen Künstler seinen kaiserlichen Schutz angedeihen lassen wolle."

Herr von Schröter drückte dem Prinzen warm die Hand. Beide Männer waren einander in wenigen Wochen sehr nahe gekommen. Ihre gleichartigen Lebensanschauungen, ihre rege Bethätigung eines idealen Strebens, wenn auch in verschiedenen Wirkungskreisen, vor allem das Gefühl der Brüderlichkeit als Kinder der heiligen Kirche hatten die anfängliche Zuneigung bald zu einer jener seltenen Freundschaften vertieft, welche nicht nur für die Betreffenden, sondern auch für die nächste Umgebung eine Fundgrube reinen Glückes sind.

Frau von Schröter sah mit berechtigtem Stolze ihren Gatten von einem gesellschaftlich und geistig hochstehenden Manne rückhaltlos anerkannt, und wenn es möglich gewesen wäre, so hätte die dankbare Freude darüber ihre Liebe zu den Kindern dieses Mannes noch erhöht. Mit warmer Pflichttreue überwachte sie den Verkehr der jugendlichen Freundinnen, den zu einem auch innerlich segensreichen zu gestalten sie sich zur Aufgabe machte.

Als ein Hauptmittel dazu betrachtete sie mit Recht den gemeinsamen Religionsunterricht, den die Mädchen von Pater Angelus, einem hochbegabten Dominikaner, erhielten. Ida, die heitere, glücksdurstige Natur, klärte und festigte sich zusehends unter dessen Einfluß. Ihr kindliches Vertrauen auf die Mutter Gottes wurde ihr sicherer Halt auf dem Wege, den der verehrte Lehrer ihr mit Wort und Beispiel erleuchtete. Ihre innige Liebe zur gütigen Jungfrau lehrte sie, sich mehr und mehr dem Heiland

hinzugeben, ihr eigenes oft widerspenstiges Ich immer kräftiger zu zügeln.

Prinzeß Maria, die vor einem Jahre zum ersten Male dem Tische des Herrn genaht war, bemühte sich ehrlich, mit der Freundin in gutem Willen und eifrigem Streben Schritt zu halten. Wo aber ihr eigenes Verstehen und Empfinden nicht ausreichen wollte, wandte sie sich um Rat und Hilfe an ihre Schwester, die ihr in allen Dingen die verklärte Mutter auf dieser Welt zu ersetzen suchte.

Was jene fast unbedacht empfing, das gab ihr Helene mit dem vollen Bewußtsein einer stark und innig liebenden Seele. Trotz seines jugendlichen Alters war dieses Mädchen reich an inneren Gnadenerfahrungen. Die oft heiße Sehnsucht nach der teuren Dahingeschiedenen wies sie immer wieder auf den Himmel; die Liebe zu den Ihren band sie fest an die Pflichten dieser Erde — der Zwiespalt, der daraus hätte entstehen können, blieb diesem reinen, opferfreudigen Charakter erspart. Sie empfand, daß sie Kraft brauche, und wußte, daß dieselbe ihr nur von dort kommen könne, wohin die Mutter ihr vorausgegangen war. So legte sie ihr ganzes Sein in Gottes Vaterhände und verzichtete mit einer Selbstentäußerung, die weit über ihre Jahre hinausging, auf jedes persönliche Begehren. Ihrem vereinsamten Vater war sie Trost und sogar Stütze, ihrer Schwester Gefährtin und Führerin, voll unerschöpflicher Geduld und liebevollster Teilnahme. Stets bereit, vor anderen zurückzutreten, setzte sie bei allen Pflichten ihr ganzes Selbst ein, immer Gottes Gebot und ihrer Nächsten Wohl vor Augen und im Herzen. Wer sie so in ihrem stillen Wirken sah, der gestand sich, daß ein reicher Segen auf diesem ruhen müsse;

wer aber Gelegenheit hatte, sie beim Gebete zu beobachten, der erkannte, daß hier ein Gotteskind sich mit geradezu erstaunlicher Entäußerungskraft von allem Irdischen ablöse.

Marfa bewunderte in ihr ein Vorbild, das zu erreichen sie oft verzagte, dem aber nachzustreben sie sich immer wieder vornahm, in Demut und Dank gegen Gott, der ihr solche Freundin gegeben hatte. Gegenüber ihrem eigenen oft selbstsüchtigen Wollen und Empfinden, ihrem zu Heftigkeit und Herrschsucht geneigten Charakter erschien das milde, gütige Wesen Helenens doppelt licht. Diese neidlose Würdigung anderer Verdienste aber schloß ihren Lohn in sich, indem sie ihr den Sieg über sich selbst wesentlich erleichterte.

Geradezu zündend wirkte Helenens Beispiel auf sie in religiöser Beziehung. — Wahre Andacht ist ja ein zwiefacher Segen: für das Herz, welches sich von ihr zum Himmel tragen läßt, und für jene, die sie gewahren und sich ihrem Einfluß nicht verschließen. Die Erfahrungen des letzten Jahres hatten Marfas Glaubensleben segensreich befruchtet, aber es bedurfte immer wieder der Stärkung, der Anregung, nicht nur durch die Gnadengaben der Kirche, sondern auch durch die Anteilnahme ihrer Umgebung. Herr und Frau von Schröter gewährten ihr solche vollauf durch das rege Beispiel ihrer christlichen Gesinnung; Helenens Frömmigkeit aber wirkte auf sie wie Himmelstau, der sich weckend und erfrischend auf alle zarteren Blüten ihres Inneren senkte. Was ihr die sterbende Mutter in jener Abschiedsmahnung auf das Gewissen gelegt hatte, trat ihr nun in seiner vollen Bedeutung immer häufiger und klarer vor die Seele: das heilige Gebot der Selbstzucht, vollführt im demütigen Gehorsam gegen Gott, der die Liebe ist und

in jedem willigen Gemüte Liebe wirkt: zu ihm, dem Hort des Heils, und zu seinen Kindern, unseren Brüdern. —

Der Mai nahte sich seinem Ende, und die wohlhabenderen Bewohner St. Petersburgs begannen in Scharen die Stadt zu verlassen. Auch unsere Freunde am Admiralitätsquai rüsteten sich zur gemeinsamen Uebersiedelung auf das Land. Ehe dieselbe stattfand, sollte Ida noch einer ihrer „großen" Wünsche erfüllt werden. Kurz nachdem die Zarenfamilie eines der näher gelegenen Lustschlösser bezogen hatte, erbat sich Prinz Friedrich von Herrn und Frau von Schröter die Begleitung Marfas und Idas zum Besuche der weltberühmten Kaiserwohnung, des Winterpalastes. Diese Nachricht weckte den lauten Jubel der Kinder, vor allem Idas.

Gespannt sahen die Eltern und besonders Sascha ihrer Rückkehr entgegen. Als dieselbe erfolgte, waren sie sehr erstaunt über die seltsame Wirkung dieses Ausfluges. Beide Mädchen schienen gedrückt und in sich gekehrt. Näher befragt, sagte Marfa: „Ich bin noch ganz betäubt von all dem Glanz. Auf der Rückfahrt drehte sich mir, sobald ich die Augen schloß, alles im Kreise: goldstrotzende Wände, Marmorsäulen, weißschimmernde Statuen, lebensgroße Porträts, Schlachtenbilder, Juwelen, Kleinodien, Mobilien, spiegelnde Fußböden, Blumen- und Palmengruppen — aber ich weiß nicht, alles schien so tot, trotz der vielen Menschen, die unhörbar hin und her schlichen und Ida und mich immer so von der Seite ansahen, als wollten sie fragen: ‚Wer seid ihr? was thut ihr hier?' Nicht wahr, Ida?"

Diese nickte und schaute stumm vor sich hin. Plötzlich sprang sie auf, lief auf ihre Eltern zu, liebkoste sie, hing sich an Saschas Arm, ging gleich wieder zurück zu ihrer

Mutter, kniete an deren Seite nieder, schaute ihr ernst ins Auge und flüsterte: „Bei euch ist es am schönsten — ihr habt uns ja so lieb.“

Als die Mädchen sich entfernt hatten, sagte Herr von Schröter: „Was wir wissen, haben die Kinder ahnend empfunden: über all den Wundern des Zarenschlosses liegt ein lähmender Druck, wie ihn die stete Scheu vor unbestimmt nahem Unheil erzeugt. Das belebende Sonnenlicht echter Freiheit kann nur dort eindringen, wo das von Liebe getragene Vertrauen wohnt. Gott lenke die Herzen, daß Fürst und Volk einander in jener Wahrheit finden lernen, die allein das Trennende zu ebnen, die Irrenden auf den rechten Weg zu führen vermag — jener Wahrheit, die nicht die Befriedigung selbstsüchtiger Forderungen, sondern das Wohl aller in Gottesfurcht und -Liebe sucht. — Gott erhalte und mehre unsere heilige Kirche, welche diese Wahrheit ewig gleich und ewig klar allen ihren Kindern verkündet!“



10. Kapitel.

In der Sommerfrische.

Wenige Tage später sollte der Umzug der beiden freundnachbarlichen Familien nach der Kamennyj-Insel jenseits der Großen Newa erfolgen. Herr von Schröter hatte dort unlängst ein Landhaus erworben und in Prinz Friedrichs Auftrag ein zweites in unmittelbarer Nähe für den Sommer gemietet. Groß war darob die Freude der vier jungen Mädchen. Sie hielten emsig Umschau unter ihren Büchern und sonstigen Besitztümern, um sich weder mit Ueberflüssigem zu beschweren noch besonders Liebes zurückzulassen. Auf Idas und Marias Bitten durfte sogar das Zigeunerzelt abgebrochen und mitgenommen werden.

Da in diesem unzuverlässigen Klima der Monat August schon häufig anhaltenden Regen bringt, so war beschlossen worden, die sechswöchentlichen Sommerferien jetzt zu halten. Herr von Schröter, der sich erst Mitte Juli ganz frei machen und bis dahin nur tageweise seine Familie besuchen konnte, wollte von jenem Zeitpunkt an persönlich den Unterricht leiten. Bis dahin sollten die leichten Ferienarbeiten und die Konversation in den fremden Sprachen unter der Aufsicht des Prinzen und der englischen Erzieherin seiner Töchter stattfinden. Frau von Schröter übernahm den Klavierunterricht; Pater Angelus

versprach, wöchentlich wenigstens einmal nach dem Rechten zu sehen.

Ida und Prinzeß Maria bauten schon vor der Reise so viele Luftschlösser, daß Sascha meinte, die Wirklichkeit würde sie bitter enttäuschen. Sein Vater, der allein das neue Besitztum kannte, lächelte geheimnisvoll zu dieser Voraussetzung, riet aber doch zur allgemeinen Herabdrückung der Erwartungen: er habe sein möglichstes gethan, sei aber nicht im Besitze einer Wünschelrute.

Endlich nahte der Morgen der Uebersiedelung. Dienerschaft und Gepäck waren unter der Obhut des prinzlichen Haushofmeisters sowie des alten Jakob und Matuschkas vorher abgegangen. Nun fuhren die zwei Wagen vor, welche die beiden Familien befördern sollten. In dem ersten nahmen Prinz Friedrich, Maria, Ida und Sascha, in dem zweiten Herr und Frau von Schröter, Prinzeß Helene und Marfa Platz. Die Erzieherin, welche Freunde in Kronstadt besuchte, gedachte, in einigen Tagen nachzukommen.

Von dem schönsten Wetter begünstigt, gestaltete sich die Fahrt zu einem köstlichen Vergnügen. Sascha, der seit dem letzten Sommer selten über Haus und Garten hinausgekommen war, genoß die milde, balsamische Luft in vollen Zügen. Er hatte Auge und Ohr für alles: für die Neubauten, die an einigen Stellen wie Pilze aus der Erde geschossen waren, für das fröhliche Keimen und Blühen in den Vorgärten und öffentlichen Anlagen, vor allem für den Sonnenschein auf den Gesichtern der Vorübergehenden.

Als man an die Hauptverkehrsader der Stadt, den mit Holzpflöcken gepflasterten Newskij-Prospekt, kam, leuchteten die Züge der jungen Mädchen hell auf: aus Freude über das hier herrschende rege Leben. Auf der

breiten Straße, wo mindestens ein Dutzend Wagen nebeneinander Platz finden konnten, wogte ein Getümmel, wie die beiden Prinzessinnen und Marfa es bisher noch nicht kennen gelernt hatten. Mit atemraubender Geschwindigkeit rollten kleine Droschken mit unzureichenden Rücklehnen, stattliche Equipagen, glänzende Troïken, Omnibusse und Tramways an ihnen vorüber. Auf den Trottoirs aber wogte der Menschenstrom auf und ab: Damen und Herren in feinsten Pariser Toiletten; Offiziere, Soldaten und Beamte; Bürger und Bürgerinnen in wohlhabend einfacher Kleidung; Bauern in Kaftan und Pelzmütze; Dienstmädchen in buntfarbiger Tracht; Studenten mit wallendem Haar und phantastischen Abzeichen; Bettler in Lumpen; Griechen und Kleinasiaten in prächtigen Nationalkostümen; polnische Juden mit Seitenlocken; Kinder mit Reifen und Schulranzen; bärtige Geistliche in Talar und hoher Mütze; Händler mit „fliegender Ware" aller Art.

Als die Tutschkow-Brücke erreicht war, bot sich unseren Freunden ein großartiger Blick auf die Große und Kleine Newa: eine wundervolle, malerische Stadt- und Seelandschaft von mannigfachem Reiz. — Nun lenkten die Wagen in den weiten Park ein, der den zoologischen und botanischen Garten umschließt, um dann durch eine freie, nur hier und da mit Nadel- und Laubwald besetzte Ebene ihren Weg zu nehmen. Als Insel an Insel, gleichförmig überbrückt, sich zu reihen begann, bemerkten die Prinzessinnen und Marfa zu ihrem Erstaunen, daß dieselben mit zahllosen Schlößchen, Villen, Land- und Schweizerhäuschen sowie einfachen, wenn auch stets mit Balkon und Veranda gezierten Blockhütten besäet waren. Man belehrte sie, dies seien die sogenannten „Datschen," zu deutsch „Gaben," wie sie Katharina II. mit Vorliebe ihren

Günstlingen zu schenken pflegte. Da das spätere Frühjahr in St. Petersburg sehr ungesund sei, so mache sich in vielen Familien immer mehr der Drang geltend, zu dieser Zeit die Stadt mit dem Lande zu vertauschen, wenn nicht auf Wochen, so doch auf Tage, um jedesmal gestärkt zur Berufsarbeit zurückzukehren.

Nachdem die quer über die Petersburger- und Apotheker-Insel führende Landstraße zurückgelegt war, gelangte man auf die Kamennyj-Insel, die sich durch hervorragend schöne Bauten auszeichnete. Auf Herrn von Schröters Zuruf lenkten die Gefährte jetzt in einen dicht überschatteten Waldweg ein, der sich am Ende nach zwei Richtungen abzweigte. Kurz vor dieser Gabelung ließ der Prinz halten, um mit Maria, Ida und Sascha auszusteigen. Als der zweite Wagen herankam, folgten auch dessen Insassen ihrem Beispiel. Die Kutscher fuhren nach rechts und links ab, und nun schritt die Gesellschaft voran bis an eine Lichtung, der gegenüber sich zwei stattliche Gebäude erhoben. Beide waren durch große, blumenreiche Anlagen getrennt oder vielmehr verbunden, beide mit dichtem Epheu umrankt und von einem Birken- und Buchenwäldchen überragt, an dessen einer Seite sich ein großer Teich hinzog.



Ida und Maria klatschten bei diesem Anblick jubelnd in die Hände. Letztere rief strahlend aus: „Weißt du,

was mir am allerbesten gefällt, Papa? Daß die beiden Häuser einander gleich sind wie ein Ei dem andern. Welches gehört nun uns?"



„Das zur Rechten," lautete die Antwort.

„Ach, das, zu welchem das Brückchen führt? Entzückend! Nicht wahr, Marfa?"

Diese nickte froh und wandte sich zu ihrem Onkel. „Was für ein Ausbau ist das an der Seitenwand unseres Hauses?" fragte sie.

„Das ist unsere kleine Hauskapelle," erklärte jener. „Du weißt doch, Pater Angelus wird uns die Sonntagsmesse lesen."

Der Prinz war an Herrn von Schröter herangetreten. „Ich danke Ihnen für alle Ihre Bemühungen," sagte er herzlich. „Meine Kinder sehen jetzt schon so glücklich aus, daß es eine Lust ist. Ich selber freue mich innig auf unser Zusammenleben."

Nun ging es in die geteilten und doch so eng verbundenen Heimstätten. Man hatte verabredet, daß die

gemeinsamen Mahlzeiten bei günstiger Witterung in dem die zwei Vorgärten trennenden Pavillon, bei ungünstiger abwechselnd in einer der beiden Wohnungen eingenommen werden sollten.

An der Schwelle des von Schröterschen Hauses trat den Ankommenden Matuschka entgegen, mit tiefen Knixen und Thränen der Rührung ob der „langen" Trennung. Jakob folgte ihr bedächtigen Schrittes und wartete geduldig, bis auch er zu Worte kommen konnte.

„Es ist alles in Ordnung, Herr," sagte er. „Wir konnten jedes Stück unterbringen und es nimmt sich gut aus. Nur der Musiksalon, fürchte ich, ist zu klein."

Herr von Schröter legte den Finger auf den Mund und verfolgte lächelnd den zärtlichen Blick, den der Alte auf Sascha warf. Der aber stand versunken in den Anblick der Frühlingsherrlichkeit um ihn her und hatte kein Wort vernommen.

Jetzt trat seine Mutter auf ihn zu und legte den Arm in den seinen. Er beugte sich nieder und küßte wiederholt ihre Hand. „Ich bin so froh," sagte er, „all die wonnige Heimlichkeit der Natur mit euch genießen zu dürfen. Noch nie habe ich mich so frisch, so hoffnungsfreudig gefühlt wie jetzt. Vielleicht ist es doch Gottes Wille, mich bei euch zu lassen. Und dann will ich ein ganzer Mann werden, Mama: will Ganzes leisten in dem Berufe, den Gott selber mir in die Seele gelegt hat. Ich sage dir, ich habe Ideen — wenn es mir gelingt, die in Töne zu fassen, dann wird es etwas Schönes werden! Hier, denke ich, muß das Komponieren noch einmal so leicht gehen wie in der Stadt: umgeben von euch, von all der Schönheit — nur eines," fügte er

zögernd hinzu, „werde ich wohl entbehren: mein Musikzimmer — doch alles kann man nicht haben."

Frau von Schröter lächelte und bat den Sohn, ihr ins Haus zu folgen. Hier kamen ihnen Marfa und Ida entgegengesprungen. „Habt ihr schon gesehen?" rief letztere, „es ist alles genau so wie daheim, nur einfacher und kleiner."

„Ja," fügte ihre Cousine hinzu, „wir haben genau dasselbe Arbeits- und Schlafzimmer. Und Matuschkas Stübchen: zu niedlich!"

„Bei Sascha waren wir noch nicht, Mama," fiel Ida ein, „aber, nicht wahr? jetzt gehen wir alle miteinander hin!"

Sie hing sich zärtlich an den Bruder und schritt mit ihm die Treppe hinauf. Oben stand Herr von Schröter. „Komm hier herein, mein Junge," sagte er, „und sieh, ob dir das Nest gefällt."

Damit öffnete er eine Thür und ließ alle hereintreten. Es war Saschas Musiksalon im Kleinen. Sogar eine Miniaturorgel erhob sich im Hintergrunde; in der Mitte des Zimmers stand ein Stutzflügel. „Deine Geigen rc. mußt du dir selber aufhängen," setzte Herr von Schröter, auf die kahlen Wände deutend, hinzu. „Morgen fährt Jakob mit mir hinein, um sie zu holen."

Der Jüngling stand eine Weile stumm; dann warf er sich dem Vater an die Brust. „O," stammelte er, „wie kann ich euch je danken?" Darauf zu Schwester und Cousine gewendet: „Kommt her und dankt mit mir den Teuren, Guten! Unser ganzes Leben sei Gehorsam und Liebe für sie!"

Jene eilten herbei und thaten, wie er sie geheißen hatte.

Nach einer Weile fragte Marfa ihre Tante: „Hast du es gewußt, daß Onkel alles so schön einrichten würde?“

Frau von Schröters Züge durchsonnte ein glückliches Lächeln, als sie erwiderte: „Freilich, Liebling. Er hat vorher alles mit mir beraten, weil er das stets thut — nicht, weil er meiner Zustimmung nicht sicher gewesen wäre. Denn er weiß, daß, wie er, auch ich es liebe, die Eindrücke des eigentlichen Heims so selten wie möglich zu verwischen. Wo der Mensch so recht glücklich ist, wo er in seinem Berufs- und Familienkreise wahre Befriedigung findet, da gewinnen die ihn umgebenden Räume mit den sie schmückenden Gegenständen einen für ihn sich fortwährend steigernden Reiz und Wert. Dieses wahrhaft gute, den inneren Menschen fördernde Gefühl zu wecken und zu heben, ist eine schöne Aufgabe — und eben darum hat dein Onkel unser Stadtheim hier im Kleinen zu erneuern gesucht. Nun aber kommt,“ wandte sie sich auch den übrigen zu, „es ist Mittagszeit, und wenn ihr so hungrig seid wie ich, wird es uns allen prächtig schmecken. Ihr beiden Mädchen macht noch rasch ein wenig Toilette, ehe ihr die Prinzessinnen holt.“

Als die Cousinen zu ihren Freundinnen hinübergingen, rief ihnen Maria von weitem zu: „Wißt ihr es schon? In unserem Stalle steht ein entzückender kleiner Ponywagen! Und das Pferdchen — ich sage euch: Herzigeres giebt es nicht! Ganz lammfromm und mit den niedlichsten Beinchen und einer dichten, zottigen Mähne! Und rabenschwarz ist das Kerlchen, gerade wie Unkas. Ja,“ unterbrach sie sich, „wo ist denn der? Ich habe ihn heute noch gar nicht gesehen!“

Ida stand starr. „Ich auch nicht,“ stammelte sie, „war er denn nicht bei euch im Wagen, Marfa?“

„Nein," entgegnete diese erschreckt, „ich glaubte, er sei in dem euren!"

Ihre Cousine senkte halb betrübt, halb beschämte der Kopf. „Ihr wißt es ja noch gar nicht," seufzte sie, „den Hauptfehler des armen Kerls habe ich euch verschwiegen: er strolcht — läuft weg, sobald er kann! Jakob hat ihm all die Zeit tüchtig aufgepaßt. Heute aber war ich mit ihm im Garten, wurde dann abgerufen, vergaß ihn — die Hausthür stand offen, da ist er natürlich pfutsch! Er kommt aber immer wieder."

„Das ist eine schöne Geschichte!" rief Marfa. „Wir waren noch nie hier — wie findet er da den Weg?"

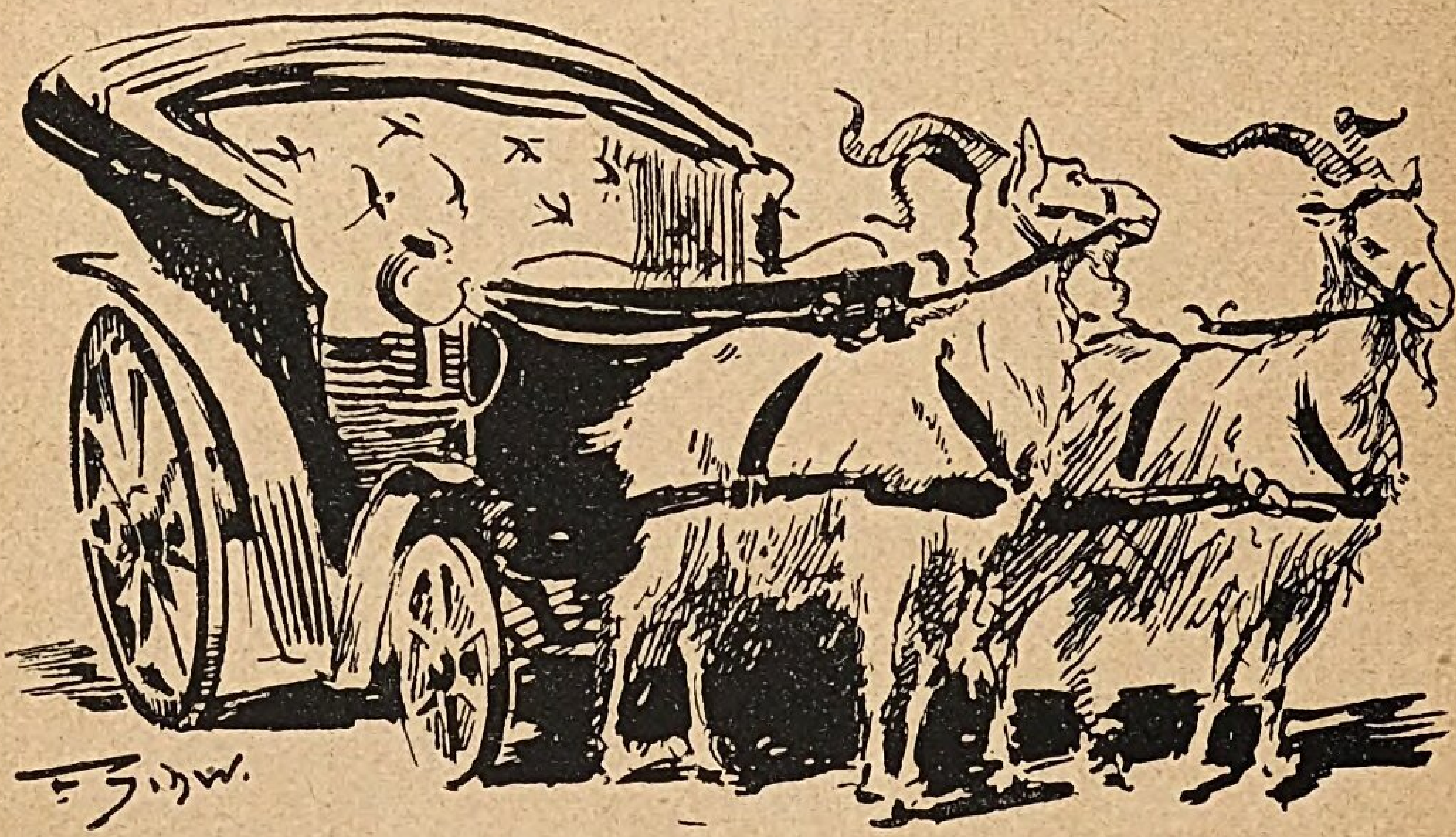
„Sein Spürsinn wird ihm schon helfen," beruhigte Helene. „Sage es nur gleich deinem Papa, Ida; vielleicht weiß er Rat."

Aber auch Herr von Schröter konnte nur auf den Instinkt des Tieres vertrösten. So kam es, daß die große Kunde von „Prinzens" neuem Gefährt ziemlich spurlos an Ida vorüberging, und daß die jüngeren Mitglieder der Tischgesellschaft recht trübselige Mienen zur Schau trugen.

Als man sich nach dem Essen erhob, hörte man vor dem Einfahrtsthore ein heiseres Gekläff. „Unkas! Unkas!" riefen die Mädchen wie aus einem Munde. Er war es: staubbedeckt, keuchend, die Zunge heraushängend, ein Bild des Jammers. Als sein Herr das Gatter öffnete, kroch er winselnd an ihn heran und leckte ihm die Stiefel. Alles lachte. „Nun, diesmal will ich dir verzeihen, weil du brav gewesen und uns gleich gefolgt bist," sagte Herr von Schröter. „Er muß sich bei unserer Abfahrt in der Nähe aufgehalten haben und durch die Angst uns nachgetrieben worden sein," bemerkte er gegen

die Umstehenden. — „Nun sorge aber dafür, daß er ein warmes Bad und gleich darauf etwas zu essen bekommt, Ida. Später würde ich dem vierblätterigen Kleeblatt raten, sich einmal die Hofgegend anzusehen."

Die Mädchen horchten auf. Unkas wurde in merkwürdiger Eile Jakobs Fürsorge anvertraut, und dann ging es schnell in die durch Herrn von Schröter bezeichnete Richtung. Plötzlich hielten sie mit einem Ausruf des Erstaunens an: vor der Remise stand eine zierliche kleine



Halbchaise, bespannt mit zwei schneeweißen, rot aufgezäumten Ziegenböcken.

Jetzt brach ein Sturm der Freude und des Dankes los, der den herzugekommenen Erwachsenen ein drolliges Vergnügen bereitete. „Das ist zu nett ausgedacht!" meinte Prinzeß Maria. „Nun fahren wir immer abwechselnd spazieren. Wir dürfen doch selber kutschieren, nicht wahr, Papa?"

„Freilich," lautete die Antwort. „Nur müßt ihr das erst lernen, und dafür wollen Alexandrowitsch Schröter

und ich sorgen. Hinter dem ‚Herrensitz‘ befindet sich ja, wie ihr seht, ein nettes Plätzchen für den Groom; genau so ist es am Ponywagen. Da werden wir in aller Bescheidenheit uns niederlassen und unbemerkt über die Sicherheit der jungen Dämchen wachen.“

„Wenn wir erst fahren können, nehmen wir auch Mama, Papa, Matuschka, Jakob — einen nach dem anderen mit,“ jubelte Ida. „Ach, ich denke es mir zu schön, so frank und frei durch die Welt zu sausen!“

„Na, da hoffe ich nur, daß eure Böcke nicht bockig sind,“ bemerkte Sascha trocken. Alle lachten — dann wurde das Ponygefährt angespannt, und die Lustbarkeit begann: der Anfang zu einer Reihe herzerquickender Vergnügungen, wie sie nur die Sommerfrische reingesinnten, naturfrohen Menschen zu bieten vermag.

Die nächsten Wochen brachten beständiges Wetter, so daß unsere Freunde die in leichte Arbeit und anregende Erholung geteilte Zeit fast ganz im Freien verleben konnten. Die allgemeine Fröhlichkeit erreichte ihren Höhepunkt, als Herr von Schröter von der Stadt herüberzog. Erhielten die Studien jetzt auch eine umfangreichere Ausdehnung, so gab es doch viele Mußestunden, welche die beiden Familien meist gemeinsam genossen.

Einer der ersten freien Nachmittage wurde einer mehrstündigen Bootfahrt auf der Newa gewidmet, die sich „auf allgemeines Verlangen“ des öfteren wiederholte. Ein andermal besuchte man das auf der Kamennyj-Insel gelegene Lieblingsschloß des Zaren Pauls I., das sich, wie Frau von Schröter scherzte, mit seinen phantastischen, schimmernden



Kuppeln unter den ringsum verstreuten Landhäusern wie ein Goldfasan unter einer Schar schlichter Hühner ausnahm.

Oder man machte eine Spazierfahrt an das rechte Ufer der nördlichen Newa, wo sich das Sommerparadies der Kleinbürger: „Staraja Derewnja“ und „Nowaja Derewnja“ (Alt- und Neustadt) befand: eine seltsame Anhäufung dünnwandiger Wohnhütten, deren jedes mit Balkon, Vorhof und Gärtchen (auf den Fluß hinaus) versehen war. Hier und da ragte dazwischen das mit allerlei Eßwaren bemalte Schild eines „Traktiers“ (Wirtshauses) auf, oder es luden Theater und Schaubuden, Fruchtstände, Karussells, Schaukeln, Rutschbahnen und Spielplätze zum Besuche ein.

Dann wieder erging man sich in dem herrlichen Park der Jnlagin-Ostrowo-Jnsel, dessen uralte Eichen graziös verstreute Boskette und smaragdene Rasenflächen den Sommerpalast Katharinas II. malerisch umgaben.

Am schönsten aber fand es die Jugend doch immer wieder bei sich zu Hause, wo jedes ein eigenes Gärtchen zu bebauen hatte, deren Ertrag meistens dem Nachtisch zu gute kam. Der frühe Morgen fand die Mädchen oft schon vor Johannis- und Stachelbeerstrauch, an Erdbeer- und Himbeerbeet, wo sie hochgeschürzt, mit festen Lederstiefeln gegen den schweren Morgentau geschützt, allerlei zierliche Körbe mit ihren Lieblingsfrüchten füllten.

Am Teiche stand, weithin leuchtend, das Zigeunerzelt, von welchem ein Steg hinüberführte in das Bootshaus, unter dem die weiß und rot angestrichenen Nachen lagen. Sascha durfte sich seit einiger Zeit wieder im Rudern üben, und da führte er oft die vier Kinder über die

spiegelklare Wasserfläche zu den Teichrosen und Seelilien, die in lauschiger Waldbucht üppig blühten.

So brachte jeder Tag den Freundinnen ein in der Wiederholung gesteigertes Glück. Der Sonntag aber war der willkommenste von allen. Die ihm von Gott verliehene Weihe erfüllte dann ihre Herzen und machte dieselben urbar für die Botschaft des Heilandes. „In mir thut sich alles weit auf, wenn die Messe beginnt," vertraute Ida Prinzeß Maria an, und Marfa meinte: „Gut sein ist schwer, aber auf dem Lande ist es leichter als anderswo."

Selbst Prinzessin Helene wurde froher von Tag zu Tag. „Du hattest recht," sagte sie einmal zu Marfa, „das Leben ist wunderschön, und wenn ich auch stets an Mama denke: die Himmelssehnsucht tritt oft zurück vor der Freude an der Erde und allem Lieben, das sie trägt."



11. Kapitel.

Schicksalsschläge.

Anfang August änderte sich das Wetter. Nach einer fast unerträglichen, wenn auch nur kurz währenden Hitze setzte ein Landregen ein, der bald die meisten Sommerfrischler in die Stadt zurückzutreiben begann. Da der Himmel jeden Morgen trostloser herniedergraute, beschlossen auch die beiden freundnachbarlichen Familien, in die Winterwohnung überzusiedeln. So wurde der wenig verlockende Weg angetreten, den bei der Herfahrt die schönste Frühlingssonne überglänzt hatte.

„Was geschieht denn mit unseren kleinen Gespannen?" fragte Prinzeß Maria. „Dürfen wir auch in Petersburg umherkutschieren?"

„Das wird kaum gehen," entgegnete ihr Vater. „Einstweilen lassen wir sie hier unter der Obhut eines Gärtners. Den Winter hindurch gedenken wir sie einem zuverlässigen Landwirte anzuvertrauen, der uns zu dem Zweck empfohlen worden ist."

In der Stadt begannen sich die Gesichter der vier Freundinnen bald aufzuhellen. Wenn auch ihre geheime Hoffnung, noch einmal nach der Kamennyj-Insel zurück-

zukehren, wegen der dem Regen folgenden kühlen Herbstwitterung unerfüllt blieb, so nahm doch die regelrechte Verfolgung des Stundenplanes ihre Zeit so sehr in Anspruch, daß keine Muße zu zwecklosem Wünschen und Begehren übrig war. Außerdem machte sich der Lohn, den pflichtgetreue Arbeit in sich schließt, auch hier geltend: innere Befriedigung bei entschiedenem Drang des Vorwärtsschreitens; innerer Aufbau bei maßvoller Freude an allem, was die Erde an reinen Genüssen bietet.

Sascha, der sich in den letzten Monaten sehr gekräftigt hatte, war nun mit einer größeren Komposition beschäftigt, die sein ganzes Streben und Können in Anspruch nahm. Dennoch vernachlässigte er nicht den Musikunterricht seiner Cousine, die unter seiner Leitung erstaunliche Fortschritte machte.

Prinzeß Helene hatte ihre Violinstudien unter die Aufsicht eines hervorragenden Lehrers gestellt, mußte sie aber auf Vorschrift des Arztes unterbrechen, dem eine plötzlich an ihr auftretende Nervosität nicht gefallen wollte. Gegenüber der nervenbelebenden Wirkung des nordischen Winters hielt er jedoch die Notwendigkeit eines Klimawechsels fürs erste ausgeschlossen.

Mit geheimer Bekümmernis blickte Frau von Schröter oft auf das junge Mädchen, dessen Wangen, wie es schien, immer schmaler und bleicher wurden. In Uebereinstimmung mit dem ängstlich besorgten Vater hütete sie die Prinzessin vor jeder Ueberanstrengung und suchte ihre Stimmung und körperlichen Kräfte auf jede erdenkliche Weise zu heben. Helene folgte willig ihren liebevollen Anordnungen und Ratschlägen; nur bat sie innig, ihr den Religionsunterricht nicht zu verkürzen. Marfa gegenüber gestand sie einmal, daß der Wegfall dieser Unterweisung sowie derjenige der

täglichen Messe ihr während des sonst so schönen Landaufenthaltes eine schmerzliche Entbehrung gewesen sei.

So nahte die Mitte des Septembers und mit ihr Marfas fünfzehnter Geburtstag, für den, wie ihr Matuschka vertraulich andeutete, „wunderbare" Vorbereitungen getroffen werden sollten. Marfa war freudiger Erwartungen voll, wenn in ihr auch immer wieder die Erinnerung an ihre geliebte Mutter auftauchte, mit der sie noch voriges Jahr diesen Tag zusammengefeiert hatte.

Der Nachmittag vor dem „großen Morgen" war auf Idas und Marias Bitten dem vierblätterigen Kleeblatt freigegeben worden. Jene versicherten mit geheimnisvoller Miene, außer Mama, den beiden Papas, Helene, Sascha, Matuschka, Jakob und den Dienstboten dürfe niemand das „Arbeitszimmer" in dem von Schröterschen Hause betreten. „Also auf gut deutsch: ich allein bin ausgeschlossen," sagte Marfa lachend. „Das kann ja nett werden! — nun gut, ich gehe zu Matuschka."

„Nein, die muß uns helfen!" rief Ida, „was denkst du nur?"

„Ich weiß einen Ausweg," fiel Frau von Schröter ein. „Wie wäre es, wenn Prinzeß Helene sich heute so recht ausruhte, damit sie den morgigen Tag gründlich mitgenießen kann? Es dürfte überdies etwas grausam sein, wenn wir unsere Marfa am Vorabend ihres Geburtsfestes so ganz allein ließen. Nicht wahr, mein liebes Kind," wandte sie sich Helene zu, „Sie bringen das Opfer und leisten Ihrer Freundin Gesellschaft?"

„Von Herzen gern," erwiderte diese, indem sie den Arm um Marfa schlang, „aber wohin dürfen wir uns flüchten?"

„In mein Zimmer," lautete die Antwort, „später werde ich den Thee hinaufsenden."

Als die beiden Mädchen es sich in dem Zimmer der gütigen Dame gemütlich gemacht hatten, sagte Helene: „Ich bin glücklich, daß ich bei dir sein kann, Marfa. Mir war so müde den ganzen Tag, und der Kopf that mir so weh — ich glaube, das hat deine geliebte Tante geahnt und mich darum fortgeschickt. Nun plaudern wir miteinander und freuen uns, daß wir einander haben.“

„Fühltest du dich in der letzten Zeit nicht etwas wohler?“ fragte Marfa. „Was ist nur mit dir? Ich habe so Angst um dich!“

„Das brauchst du nicht, Liebling. Ich kann nicht einmal bestimmt sagen, wo es mir fehlt. Nur mitunter spüre ich einen dumpfen Druck, hier, am Gehirn, der heute morgen plötzlich in heftigen Schmerz überging. Aber jetzt ist auch das wieder besser — ach, und die Ruhe thut mir so wohl, so wohl!“ Sie lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück in den Stuhl, den Marfa ihr gleich nach dem Eintritt als den bequemsten hingeschoben hatte.

Nach einer Weile fuhr sie fort: „Seit einigen Tagen muß ich immer daran denken, wie es im vorigen Jahre ohne euch war: so einsam und verloren oft, wenn Papa nicht bei uns sein konnte. Wenn Maria nicht gewesen wäre, ich glaube, ich wäre gestorben vor Sehnsucht nach Mama. Und nun —?“

Marfa schmiegte sich enger an sie. „Nicht wahr nun bleibst du gern bei uns?“

„Ja, gern, sehr gern. So viel Schönes habe ich bei euch und durch euch erlebt! Und meinen Vater sehe ich heiter, höre ihn sogar zuweilen lachen — ich weiß es, ohne daß er es mir zu sagen braucht: er liebt deinen Onkel wie einen teuren Freund; selbst der Zar, glaube ich, steht ihm nicht so nahe wie Herr von Schröter. Und

deine Tante: wie dankt er es ihr, daß sie uns wie ihre Töchter hält und sich nie genugthut an Geduld und Aufopferung. Ich meine oft, sie muß es spüren, daß auch mein Mütterchen im Himmel ihr dafür Gottes Segen erfleht."

„Genau so fühle auch ich," fiel Marfa ein. „Sieh, Mama ist noch nicht ein Jahr tot, und doch kann ich mich des morgigen Tages freuen. Wem danke ich das? Den lieben Meinen hier — und euch — dir, du Süße! Und auch ich weiß: sie lohnt es von oben durch ihr Gebet — glaubst du nicht auch, Helene, daß dein Mütterchen und das meine es zusammen thun, gemeinsam herabschauen auf uns und bei uns sind in Freud und Leid?"

„In Freud und Leid," wiederholte Helene träumerisch, von neuem die Augen schließend. Plötzlich richtete sie sich auf. „Hörst du sie drüben lachen, Maria und Ida? Wie froh, wie glücklich sie sind! Und wie sie zueinander passen! Und doch fühle ich es: Maria braucht noch ihre ältere Schwester. Und so wird Gott uns in seiner Güte noch zusammenlassen!"

„Wie sprichst du nur!" fragte Marfa erblassend. „Siehst du denn nicht, daß du mir weh thust, Liebling?" Schluchzend legte sie die beiden Arme um die Ruhende und lehnte das Köpfchen an deren Schulter.

Ein Schatten flog über Helenens Züge. Mit zitternden Händen strich sie über der Weinenden Haar. Dann sagte sie mühsam: „Vergieb — ich sollte dir Freude machen und bereite dir Schmerz. Ich weiß nicht — es kam so — wie so oft in der letzten Zeit. Aber glaube mir: ich will ja nicht — will dich nicht kränken, mein Herzblatt. Laß uns froh sein — hörst du? froh — heute,

morgen —." Die Worte erstarben — leise ruhte ihre Hand auf dem Scheitel der Freundin — dann sank auch sie herab.

Als Marfa, verwundert über das lange Schweigen, in die Höhe sah, bemerkte sie, daß Helenens Züge starr und ohne einen Hauch von Farbe waren. Mit halb unterdrücktem Schrei fuhr sie empor: „Was ist dir? sprich!" rief sie angstvoll. Doch die Antwort blieb aus.



Der Kopf der scheinbar Schlummernden lag regungslos auf die Seite geneigt; nur die Lippen zuckten fieberisch. Jetzt deckte ihr eine plötzliche Glut Wangen und Stirn, während die Augen sich groß und schreckhaft öffneten. „Helene, was ist dir?" rief Marfa nochmals ihr zu. Sie öffnete den Mund, als wollte sie sprechen, aber nur ein abgerissenes Stammeln löste sich von den Lippen: verworrene Laute, die Marfa mit unsäglicher Angst erfüllten. Fliegenden Fußes eilte sie an das Arbeitszimmer, das sie

verschlossen fand. „Oeffnet, öffnet!“ rief sie unter lautem Pochen, „es muß sein!“

„Nichts da,“ lachte drinnen Ida, „die Schliche kennen wir!“

„Tante,“ schluchzte Marfa, verzweifelnd an der Klinke rüttelnd, „komm zu mir, gleich, gleich!“

Drinnen entstand eine große Stille; dann öffnete sich die Thür, und Frau von Schröter trat heraus. „Kind, was ist geschehen?“ fragte sie mit erregtem Blick auf ihrer Nichte thränenüberströmtes Gesicht.

„Helene ist krank! Sie hört mich nicht mehr — ich glaube, sie phantasiert!“

Frau von Schröter zog das Mädchen fort. „Still, still, damit die Kinder es nicht hören! Gott gebe, daß es nicht so schlimm ist,“ fügte sie hinzu, „gehe sofort hinüber zu Matuschka, sie soll kommen, und auch Jakob, daß ich ihn zum Arzt sende!“ — —

Als am nächsten Morgen Marfa aus kurzem, unruhigem Schlafe auffuhr, war ihr erster Gedanke: „Wie mag es Helene gehen?“ Sie stand sofort auf und kleidete sich schnell an. — Unterdes erwachte Ida. „O Marfa!“ rief sie aus, „heute ist dein Geburtstag — er hätte so schön werden sollen, und nun ist alles vorbei!“

Jene beugte sich zärtlich über sie. „Gieb mir deinen Kuß und Glückwunsch, Herzchen, und dann laß uns miteinander beten, daß Gott uns gnädig sei!“

Sie kniete nieder an dem Bette. Ida faltete andächtig die Hände, und nun stieg ein inbrünstiges Gebet empor um die Erhaltung eines teuren Lebens. „Doch nicht unser, sondern dein Wille geschehe!“ schloß Marfa leise.

„Ach, das klingt so furchtbar traurig,“ meinte ihre Cousine, der die Augen voll Thränen standen.

„Aber der Heiland hat es uns gelehrt. Mama kam kurz vor ihrem Tode immer wieder darauf zurück, und Helene sagte mir neulich, ohne diese Worte sei jedes Gebet nur halb gebetet.“

„Glaubst du, daß sie wieder gesund wird?“ fragte Ida halb scheu, halb traurig. Dann, ohne die Antwort abzuwarten: „Es ist so gut, daß wir sie in unserem Hause haben; da kann Mama am besten für sie sorgen. — Weißt du schon, daß ich heute hinüber zu Prinzens und bei Maria wohnen soll, bis Helene wieder gesund ist?“

Marfa nickte stumm und beeilte sich, die letzte Hand an die Wegräumung ihrer Sachen zu legen. Dabei führte sie sich die letzten Ereignisse des gestrigen Abends ins Gedächtnis zurück. Nachdem die Bewußtlose sorgfältig in dem an Frau von Schröters Boudoir stoßenden Zimmer gebettet und Prinz Friedrich sowie der Arzt herbeigeholt worden waren, hatte dieser nach genauer Untersuchung die Krankheit als heftiges Nervenfieber bezeichnet, dessen Ausgang fürs erste nicht abzusehen sei. Von einer Ueberführung der Patientin in das prinzliche Palais müsse er entschieden abraten.

So hatte Prinz Friedrich Frau von Schröters Anerbieten, die Pflege persönlich zu überwachen und Ida als Gefährtin zu Maria zu senden, mit innigem Danke angenommen. Er selber bat, ihn nicht als Gast, sondern als Familienmitglied zu betrachten. Unter dieser Bedingung werde er den größten Teil des Tages in der unmittelbaren Nähe seines Kindes oder in Herrn von Schröters Privatcomptoir zubringen, da die beiden jüngeren Mädchen unter der Aufsicht der englischen Erzieherin wohl aufgehoben seien.

„Wie gut,“ dachte Marfa, „daß er mit Onkel so eng befreundet ist! Bei ihm wird er immer den rechten Trost finden.“ Laut sagte sie: „Vergiß es nicht, Ida: gehe so oft als möglich mit Maria in die Kapelle und dort betet zur schmerzhaften Mutter Gottes, daß sie unserer Helene Genesung erflehe.“

Als sie sich zum Gehen wandte, kam Matuschka herein. Ihr Gesicht zeigte lauter trübe Falten; so wußten die Kinder, ehe sie fragten, daß sie eine traurige Kunde zu bringen hätte. „Unser süßer Liebling ist die ganze Nacht nicht zum Bewußtsein gekommen,“ berichtete sie, „hat immer phantasiert: von ihrer Mama, von euch und daß sie Abschied nehmen müsse — es war zum Herzbrechen. Aber der Arzt meint, wir brauchten die Hoffnung noch nicht aufzugeben. Da heißt es denn, alle Heiligen anrufen und die gütige Jungfrau bitten, daß sie euer unschuldiges Gebet erhört. Nun aber macht schnell: Papa erwartet euch im Speisezimmer.“

Herr von Schröter saß, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, am Frühstückstische. Nachdem die beiden Mädchen ihn begrüßt hatten, rief er Marfa zu sich heran, umarmte sie herzlich und sprach: „Den herzlichsten Glückwunsch zu deinem Geburtstag, mein liebes Kind. Wir hatten einen so heiteren Tag für dich geplant: Gott hat es anders gewollt. So laßt uns zu ihm hoffen, daß wir dies Fest später um so froher begehen können.“

„Ich bat Tante,“ sagte Marfa, „alle Feier zu unterlassen, und sie hat es mir versprochen.“

„Freilich. Aber ein Geschenk muß ich dir heute doch geben. „Sieh her,“ fügte er hinzu, indem er ihr ein Kästchen überreichte, „dies sendet dir durch mich deine Mutter.“

Zitternd öffnete jene das Etui: vor ihr lag, auf weißem Plüsch gebettet, eine kleine goldene Uhr. „O Mama! o Mama!“ schluchzte das Mädchen, „ach, wärest du bei mir!“

Ida stand scheu zur Seite und schlang die Hände wie hilflos ineinander. Herr von Schröter legte den Arm zärtlich um das weinende Mädchen. „Trage dies letzte Angebinde der teuren Dahingeschiedenen jeden Tag,“ sagte er weich. „Es war das erste Geschenk deines Vaters an sie und hat so einen doppelten Wert für dich. Laß es dir eine Mahnung und ein Trost sein: eine Mahnung, daß wir die schnellfliehende Zeit auf Erden nützen müssen, um im Himmel einst bestehen zu können — ein Trost, daß jede Stunde für ein rechtes Gotteskind ihren Glückswert in sich schließt und daß jede Sekunde uns der Ewigkeit, wo unsere Lieben unser harren, entgegenträgt. Und nun hilf Ida ihre Sachen packen, da Matuschka kaum entbehrlich sein wird. Nachher wünscht Mama dich drüben zu sehen. Vielleicht darfst du sie einen Augenblick vertreten, so daß sie von Ida Abschied nehmen kann.“

Als Marfa in das Zimmer ihrer Tante eintrat, kam diese ihr mit ausgestreckter Hand entgegen. „Gott segne mein zweites Töchterchen,“ flüsterte sie, das Mädchen auf Mund und Augen küssend. „Unsere Helene ist seit einer Stunde etwas ruhiger. Ihr Vater sitzt an ihrem Bette, so daß ich ein paar Minuten entbehrlich bin. Du darfst leise an die Thür gehen und einen Blick hineinwerfen. Dann kehre hierher zurück und bleibe, bis ich dich ablöse.“

Marfa that, wie sie geheißen worden war. Als sie sich der Schwelle des halbgeöffneten Zimmers näherte und nun das teure Antlitz mit den über Nacht eingegrabenen Schmerzenszügen vor sich sah, krampfte sich ihr das Herz

zusammen. Der Prinz, wohl in Gebet vertieft, bemerkte sie nicht. Voll innigsten Mitleides weilte ihr Blick auf seinen verhärmten Zügen. „O Gott," flehte sie unhörbar, „wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an ihm — an uns vorüber!"

Es sollte anders werden. Von Tag zu Tag sanken die Kräfte der Leidenden, die nur hier und da zum Bewußtsein erwachte. Umsonst bat Prinzeß Maria, welche allstündlich mit Ida um Nachricht herüberkam, die geliebte Schwester doch endlich sehen und sprechen zu dürfen. Die Gefahr der Delirien war so groß, daß die äußerste Ruhe gewahrt bleiben mußte. Aber selbst inmitten der Fieberqualen äußerte sich die engelgleiche Natur der Dulderin. Nur selten entfuhr ihr ein leises Stöhnen, und sobald sie ihre Umgebung zu erkennen vermochte, sprach ihr Auge von nichts als Dank und Liebe.

Was an hervorragender ärztlicher Hilfe aufgeboten werden konnte, stand dem Prinzen zur Verfügung. Der Zar, welcher mit seiner Gemahlin auf einige Wochen Petersburg verlassen mußte, beauftragte seinen zweiten Leibarzt, täglich in dem Palais seines Vetters vorzusprechen und ihm fortgesetzt Nachricht zu geben.

In die ziemlich aufreibende Pflege teilten sich Frau von Schröter, Prinz Friedrich und Matuschka auf das gewissenhafteste. Auch Marfa wurde auf ihre dringenden Bitten hier und da herzugezogen, wenn den allmählich seltener auftretenden Phantasien ein anhaltender Zustand gänzlicher Erschlaffung oder Bewußtlosigkeit folgte. Da saß sie dann dem ganz in seinen Schmerz versunkenen Vater Helenens gegenüber, betete für ihn und sein leidendes Kind, das, sie ahnte es wohl, im Hinscheiden begriffen war.

In die letzten Tage ihrer Mutter fühlte sie sich da zurückversetzt: sie wußte, noch hatte sie das ihr von jener gesteckte Ziel nicht annähernd erreicht — und doch war sie sich, bei aller Verdemütigung vor Gott, eines erkämpften und erbeteten Fortschrittes bewußt. Während sich damals nicht selten ihr ganzer innerer Mensch gegen des Höchsten Willen auflehnte, beugte sie sich jetzt, ob auch in tiefem Schmerz, vertrauensvoll unter die Hand des Herrn. Und Stunde für Stunde prägte sie es sich ein wie ein Gebot: „Gedenke des Kummers anderer — desjenigen vor allem, der in ihr den holdesten Segen seines vereinsamten Daseins verliert."

Ihre Tante sah, was in ihr vorging, und fand, trotz der vielen an sie gestellten Anforderungen, immer Zeit, ihr im rechten Augenblick das rechte Wort zu sagen, ihr Mut einzusprechen oder ihr eine Arbeit anzuweisen, die ihr zeigte, daß sie wirklich in diesen schweren Tagen Hilfe und Stütze sei.

Einen heißen Wunsch trug sie im Herzen: noch einmal von der teuren Freundin ein klares Wort der Liebe — des Abschiedes zu hören. — Es sollte ihr werden.

Drei Wochen waren seit Helenens Erkrankung verflossen. Eines Morgens, als Prinz Friedrich wegen der bevorstehenden Ankunft des Zaren abgerufen worden war, befand sich Frau von Schröter allein bei der Leidenden. Da trat Marfa, die sich im Nebenzimmer aufgehalten hatte, leise herzu und winkte ihrer Tante, um ihr zu sagen, daß Herr von Schröter sie in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. Jene warf noch einen Blick auf die Schlummernde und bat dann ihre Nichte, ihren Platz am Bette einzunehmen; sie hoffe, in wenigen Augenblicken zurück zu sein. Sollte irgend etwas Unvor-

hergesehenes eintreten, so würde ein zweimaliges Klingeln sofort Matuschka herbeiführen.

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als Prinzessin Helene erwachte und die ihr Gegenübersitzende großen Auges anschaute. „Ach du,“ flüsterte sie, „und ganz allein?“

Jene nickte ihr innig zu und fragte: „Soll ich Tante holen?“

„Nein, nein,“ war die Antwort, „ich möchte mit dir sprechen.“

Marfa erschrak unwillkürlich. „Ich glaube, das geht nicht,“ mahnte sie eindringlich, „es würde dich zu sehr aufregen.“

Die Kranke schüttelte sanft, aber bestimmt den Kopf. „Komm ganz nahe zu mir, damit du mich hörst,“ hauchte sie.

Marfa kniete am Bette nieder, um ihr die Worte von den Lippen zu lesen. Helene tauchte den großen, rührend innigen Blick in den ihren und sagte: „Nun ruft mich mein Heiland doch zu sich. Bevor ich aber gehe, möchte ich dich um etwas bitten — willst du es mir erfüllen?“

„O Helene,“ schluchzte das Mädchen, „alles, was du willst! Aber sprich nicht so — die liebe Mutter Gottes wird Fürbitte bei ihrem Sohne einlegen, daß du bei uns bleiben darfst.“

„Nein, du Liebe, ich fühle, daß ich sterben muß — und Gottes heiliger Wille geschehe. Ich freue mich ja auch so, im Himmel mein Mütterchen wiederzufinden — aber —“ Sie tastete nach der Hand der Freundin, doch die Kraft versagte ihr. Eine erschreckende Blässe breitete sich über ihr Gesicht, und in tiefer Schwäche schloß sie die Augen.

„Ich will doch Tante holen,“ stammelte Marfa.


F. Schwormstädt

„Noch nicht,“ wehrte hastig die Kranke. „Zuerst versprich mir: Maria braucht nicht nur eine jüngere, sondern vor allem eine ältere Schwester; willst du ihr eine solche sein, wenn ich nicht mehr bei euch bin?“

Ein Schauer durchflog den Körper des Mädchen, das vor dem Lager auf den Knieen nach Fassung rang.

„Versprich mir,“ wiederholte die kaum hörbare, süße Stimme, „willst du an meine Stelle treten, wenn du gerufen wirst?“

Da richtete sich Marfa auf, und die Augen voll aufschlagend, sprach sie: „Ja, mit Gott verspreche ich es!“

Ein glückliches Lächeln überflog die Züge Helenens; dann schloß sie wieder die Augen, und lautlose Stille herrschte in dem Gemach. Endlich sagte Marfa leise: „Helene?“ Keine Antwort — da sah sie, daß jene eine tiefe Ohnmacht umfangen hielt. Sie rief sofort um Hilfe. Matuschka kam, dann Jakob, der zum Arzt geschickt wurde. Gleich darauf trat Frau von Schröter ein, auffallend blaß und, wie Marfa zu ihrem Schrecken sah, mit rot geweinten Augen.

Doch es blieb keine Zeit zum Fragen. Prinz Friedrich erschien, dann der Arzt, der alle Mittel zur Wiederbelebung der Kranken anwendete. Endlich kehrte das Bewußtsein zurück, aber lange noch saß jener am Bette, den Puls und die Atemzüge scharf beobachtend.

Als er sich endlich erhob, folgten ihm der Prinz und Frau von Schröter in den anstoßenden Raum. Dort lehnte Marfa weinend am Fenster, die glühende Stirn gegen die Scheiben gepreßt.

„Wie steht es mit meinem Kinde?“ fragte der Prinz. „Sagen Sie mir die Wahrheit, Doktor!“

Der Mann der Wissenschaft sah dem schmerzgebeugten Vater in das Auge — und das seine trübte sich. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich," sagte er weich, „aber nach menschlichem Ermessen wird die Prinzessin den heutigen Abend nicht überleben."

Einen Moment schwankte der Prinz, als ob er zusammenstürzen würde. Dann raffte er sich auf, reichte dem, der soeben sein Urteil gesprochen hatte, die Hand und ging zurück zu seinem Kinde.

„Wollen Sie nicht bei uns bleiben?" fragte Frau von Schröter den Arzt.

„Ich werde sofort meinen Assistenten schicken," lautete die Antwort. „In einer Stunde bin ich zurück."

Als er gegangen war, flog Marfa auf ihre Tante zu. „Ich, ich bin schuld!" schluchzte sie, „ich hätte sie nicht so lange sprechen lassen sollen — aber, ach, du weißt ja noch nicht!" und unter heißen Thränen berichtete sie das Vorgefallene.

Frau von Schröter tröstete sie auf das liebreichste: daß sie gar nicht anders hätte handeln können und daß sie darum das Geschehene als Fügung hinnehmen müsse. „Und nun sei mein starkes Mädchen," schloß sie. „Gehe hinüber zu Maria und Ida und suche sie vorzubereiten auf das Kommende. Zuvor sage Jakob, er möge zu Pater Angelus senden."

Bis zur sechsten Abendstunde lag Helene in unruhigem Schlummer. Dann erwachte sie und sagte einige leise Worte zu ihrem Vater. Dieser erhob sich und bat Frau von Schröter, seinen Platz einzunehmen. Mit suchender Bewegung faßte die Kranke nach deren Hand und wandte die großen, überirdisch leuchtenden Augen ihr zu. „Gott vergelte Ihnen alles, was Sie mir, was Sie uns gethan

haben! Ich weiß, ich brauche Ihnen meinen teuren Papa, mein Schwesterchen nicht erst für die Zukunft zu empfehlen. Und nun küssen Sie mich -- wollen Sie? — und dann möchte ich Maria sehen!"

Nach wenigen Minuten führte Marfa die leise weinende Freundin herein. Aufschluchzend sank sie am Bette der Schwester nieder. „Gieb Gott dein Herz," flüsterte diese, „vertraue der heiligen Jungfrau, tröste Papa und vergilt ihm alle seine Liebe. Vergiß nie, was du in diesem Hause Gutes empfängst! Folge deiner Lehrerin; behalte Ida lieb — und laß dir Marfa stehen an meiner Statt!"

Dann kam der Abschied von den anderen: von der treuen Erzieherin, von Herrn von Schröter, von Ida, von Sascha, von Matuschka und Jakob — bis der Arzt Einhalt gebot.

Nachdem die Kranke eine Weile geruht hatte, winkte sie ihren Vater nahe, ganz nahe zu sich heran: „Grüße die fernen Lieben" — sie nannte alle Verwandte —, „danke ihnen für alles und bitte sie um ihr Gebet!" — Nach einer Weile: „Wenn ich gestorben bin, sei nicht so traurig — versprich es mir, Papa! Mama und ich werden bei dir sein — ich will Gott bitten, daß du unsere Gegenwart spürst."

Der starke Mann zitterte an allen Gliedern, als er sich niederbeugte, um die wachsbleiche Hand seines Kindes zu küssen. Er fühlte, wie sie die Finger gegen seine Lippen zu drücken suchte, während sie fast unhörbar flüsterte: „Ich bleibe dein liebes Kind, Papa — und, nicht wahr? droben sehen wir uns wieder!" — Darauf: „Pater Angelus!"

Als er eintrat, zogen sich die Anwesenden zurück,

damit das holde Kind seine Beichte in die Hände des geliebten Seelenführers lege. Nach wenigen Minuten öffnete er die Thür. Alle knieten nieder, um Zeuge zu sein von der Vermählung der Sterbenden mit ihrem Heilande. Sie haben diese Stunde nie vergessen, und in mancher Anfechtung, manchem Leid ist die Erinnerung daran ihnen Trost und Erholung gewesen.

Dann kam das Ende. Leicht, wie auf Engelsfittichen, schwebte die kindlich starke, große Seele zu ihm empor, der den Seinen eine über alles Verstehen herrliche Heimat bereitet und der alle Thränen durch seine beseligenden Gnadengaben zu stillen vermag.

Aus dem prinzlichen Palais, wo man die Leiche in einem Meer von Blumen und Lichtern aufgebahrt hatte, wurde der Sarg nach Deutschland in das Familiengrab überführt. Der tiefgebeugte und doch heldenhaft ergebene Vater geleitete ihn selber in die Heimat, nachdem er Prinzeß Maria der inzwischen zurückgekehrten Zarenfamilie auf deren Bitten übergeben hatte. „Am liebsten sähe ich mein Töchterchen in Ihrem Kreise,“ sagte er beim Abschied zu Frau von Schröter, „aber das kann nicht sein. — Mit meinem teuren abgeschiedenen Kinde lassen Sie mich jetzt sprechen: ‚Gott vergelte Ihnen und den Ihren alles, was Sie an ihr — an uns gethan haben!‘ Ich selber bin ohnmächtig gegenüber einer solchen Fülle von Wohlthaten — doch jeder Gedanke an dieses Haus wird für mich von Dank getragen sein.“

Wenige Tage später rief Frau von Schröter Marfa und Ida zu sich. Sie sah bleich und kummervoll aus. „Der liebe Gott hat uns allen ein Kreuz auferlegt,“ sagte sie, indem sie die beiden Mädchen nahe zu sich heranzog. „Ich rede nicht nur von dem Heimgang unserer

geliebten Helene, sondern von noch anderem. Fast unmittelbar vor ihrem Tode traf unsern teuren Vater (denn das ist er auch für dich, meine Marfa) die Nachricht, daß ein großes Kaufhaus, mit dem er in engstem Geschäftsverkehr stand, ganz unvorhergesehen Bankerott gemacht und verschiedene andere, die gleichfalls mit dem unseren in Verbindung standen, nachgerissen habe. Ihr seid alt genug, um zu ahnen, was das heißt: das sauer erworbene Vermögen der Eltern, der Großeltern — alle Früchte des eigenen Fleißes auf dem Spiele zu sehen. Nur die angestrengtesten Mühen, die eisernste Ausdauer, die weiseste Umsicht können uns — mit dem Segen von oben — vor dem Falle retten. Ich brauche euch nicht zu sagen, welch schwere Sorgen auf eurem Vater ruhen und mit welch ergreifender Kraft er sie trägt. An uns ist es, ihm zu helfen, wie wir können: durch Liebe, durch Einschränkung, durch freiwillige Entbehrung und, wenn möglich, durch tapfere Mitarbeit. Wollt ihr das thun?"

„O Mama, Mama," rief Ida, „wie kannst du fragen?" — Marfa aber zog die Hand der gütigen Frau an ihre Lippen und sagte leise: „Bitte Onkel, alles anzunehmen, was ich habe, es gehört ihm."

Frau von Schröter küßte das Mädchen auf beide Augen. „Du bist mein geliebtes Töchterchen," sagte sie weich. „Ich weiß, dein Onkel wird sich über deine Bitte freuen wie ich, aber erfüllen kann er sie nicht. Keine Hand darf an das Vermögen eines Mündels rühren — und wenn sie es dürfte: dein Onkel wäre der Letzte, es zu thun. Doch laß dich das nicht grämen, mein Kind. Deine Liebe steht uns höher als dein Besitz, und in gemeinsamer Treue wollen wir die Prüfung tragen und besiegen."

12. Kapitel.

Gutthaten.

In dem Schröterschen Hause trat nun eine bedeutende Veränderung ein. Die größere Anzahl der Dienstboten wurde entlassen und, um Arbeit zu ersparen, ein Teil der Wohnung geschlossen. Jakob, dem sein Herr Vertrauen geschenkt hatte, bat, ihn unter veränderten Bedingungen zu behalten. „Alles, was ich besitze, habe ich mir in Ihrer Eltern und Ihrem Hause erworben," sagte er. „Die Freundlichkeit aber und die Liebe, die ich dort gefunden, vermag kein Gold der Erde aufzuwiegen. Mein schönster Lohn wird daher sein, Ihnen unentgeltlich zu dienen."

Herr von Schröter schüttelte dem guten Alten die Hand und erwiderte ihm, daß fürs erste davon nicht die Rede sein könne. Sobald ihn aber die Notwendigkeit zwinge, seine Freunde — er betonte das Wort — um Hilfe anzugehen, werde er sich dieses edlen Anerbietens erinnern.

Matuschka erklärte ihrer Herrin mit der ganzen Energie ihres Stammes und Geschlechtes, daß „nichts in der Welt" sie bewegen könne, ihrer lieben Herrschaft einen

Pfennig abzunehmen, umsoweniger, als sie nicht mehr so ausdauernd zu arbeiten vermöge wie z. B. Jakob, der im Vergleich zu ihr der reine Jüngling sei. Und da sie sogar Frau von Schröter gegenüber eine gewisse Autorität behauptete, so gab diese einstweilen nach. Sie wußte auch, daß eine Weigerung das treue „Mütterchen" zum unglücklichsten und zugleich hilflosesten Menschenkinde gemacht hätte, während sie sich jetzt, im Gefühl einer gewissen Unentbehrlichkeit, in Wahrheit als Stütze und Trost erweisen würde.

Sascha hatte die Nachricht von der drohenden Gefahr mit auffallender Erregung aufgenommen, die sich teils auf das kürzliche traurige Ereignis, teils auf das Bewußtsein seiner Unfähigkeit gegenüber den Sorgen und Kämpfen seines Vaters zurückführen ließ. Nachdem er ruhiger geworden war, kam er eines Tages zu Herrn von Schröter mit dem dringenden Ersuchen, ihm einen Platz in dessen Comptoir anzuweisen: er würde sein Aeußerstes thun, um endlich etwas Nützliches zu leisten.

Herr von Schröter gedachte jenes Versprechens des Zaren. Aber er sagte sich sofort, daß die Zeit, es anzunehmen, noch nicht gekommen sei, da sich Sascha aus Gesundheitsrücksichten fürs erste nicht den von dem Landesherrn vorausgesetzten Studien widmen dürfe. So sprach er jetzt eingehend mit dem Jüngling und forderte ihn auf, zunächst seinen musikalischen Arbeiten in der bisherigen gemäßigten Weise nachzugehen. Er hoffe, den schwankenden Stand seiner geschäftlichen Verhältnisse mit Gottes Hilfe wieder zu festigen. Jedenfalls könne der Sohn durch einen günstigen äußeren Erfolg seiner Kompositionen mehr erringen, als wenn er sich plötzlich einer ihm gänzlich

fremden Beschäftigung unterziehe. Später sei es noch immer Zeit, über die Zukunft anders zu entscheiden.

Marfa und Ida hatten Herrn von Schröter gebeten, den teuren Unterricht auf wenige Stunden zu beschränken, dafür aber ihrem eigenen Fleiße zu vertrauen. Sie würden alles thun, um befriedigende Fortschritte zu machen und zugleich Frau von Schröter in den häuslichen Arbeiten beistehen. Nach längerer Beratung mit seiner Gattin gewährte er ihnen diesen Wunsch. Beide Mädchen begannen nun, sich gegenseitig in Willfährigkeit und Ausdauer zu überbieten. Nicht, als ob ihnen diese immer leicht geworden wäre. Vieles erschien ihnen so ungewohnt, daß sich nicht selten Ermüdung, zuweilen sogar Unlust einzustellen drohte. Aber ein ernster Gedanke an die Sorge und das Beispiel der geliebten Eltern half ihnen sofort wieder auf. Oft wunderten sie sich über deren heitere Ruhe, wenn sie sich nach einem schaffensheißen Tage ihrer Familie widmeten. Herr von Schröter pflegte dann wohl mit einem dankbaren Blick auf seine Gattin zu sagen, daß das Glück im Unglück sich oft am schönsten offenbare, da es die Herzen, die einander wahrhaft lieben, am innigsten vereine.

„Es ist seltsam,“ meinte Ida eines Abends, „daß ich mich jetzt immer so frisch fühle, so froh über den gewesenen und den folgenden Tag. Wie kommt das nur? Ich war früher doch auch fleißig und habe mich tüchtig herumgetollt!“

Nach einigem Nachdenken antwortete Marfa: „Wir arbeiten jetzt unmittelbar für andere, und das macht den Menschen glücklich, glaube ich. Jetzt begreife ich auch, warum Helene immer so tief zufrieden aussah: sie sorgte nur für andere und dachte nie an sich. Ach, Ida,“ fügte

sie hinzu, „nun ist es schon drei Wochen her, seit unser Liebling starb. Oft denke ich, sie müßte wiederkommen!“

Ida nickte still vor sich hin. Dann sagte sie leise: „Mir hat heute Nacht von ihr geträumt. So schön sah sie aus, genau wie damals, als sie mit dir aus dem Treibhaus kam, das Gesicht voll Glanz aus Freude über den von dir geschenkten Rosenstock. Sie sprach lange zu mir — was, kann ich mich nicht klar erinnern. Nur eines weiß ich noch: sie reichte mir die Hand und nahm mir das Versprechen ab, ihr mit Maria einst nachzukommen und alles zu thun, was Pater Angelus dafür von uns verlange. Ach, und ich sehe Maria so selten — ist das nicht traurig, Marfa?“

„Ja, aber natürlich,“ entgegnete diese. „Deine Mama sagte erst gestern, es sei sehr rücksichtsvoll von dem Zaren, sie uns regelmäßig wöchentlich einmal zu senden. Sie selber sehnt sich ja her zu uns, so schön sie es auch im Winterpalast hat. Aber noch mehr verlangt es sie nach ihrem Papa, der hoffentlich bald zurückkehren wird.“

Einige Tage nach dieser Unterredung fuhr Prinz Friedrich am von Schröterschen Hause vor. Als er ausstieg, trug er sorgfältig einen Geigenkasten in der Hand und behielt ihn auch bei sich, als man ihn in das Empfangszimmer führte. Das Wiedersehen zwischen ihm und allen Gliedern der Familie war ein überaus herzliches. Als Sascha herzutrat, umarmte er ihn, erkundigte sich genau nach seinem Befinden und sagte dann, indem er ihm den Violinkasten überreichte: „Ich bringe Ihnen die Lieblingsgeige meines Kindes, für die ich keine bessere Verwendung weiß, als daß ich Sie bitte, dieselbe oft und im Angedenken an die teure Verstorbene zu spielen.“

Sascha küßte dem gütigen Manne in tiefer Rührung die Hand. Mit seinen innigen Dankesbezeigungen vereinigten sich diejenigen seiner Eltern, die in dieser opferwilligen Gabe mit Recht einen Freundschaftsbeweis für sich selbst erkannten.

Als der Hausherr seinen Gast die Treppe hinuntergeleitete, sagte dieser: „Ich möchte etwas Dringliches mit Ihnen besprechen. Darf ich Sie noch ein paar Minuten bemühen?"

Nachdem sie es sich in Herrn von Schröters Privatbureau bequem gemacht hatten, fuhr der Prinz fort: „Ich habe eine Bitte an Sie, mein Freund. Könnten Sie nicht eine größere Geldsumme, die zu meinem Unbehagen müßig bei mir liegt, in Ihrem Geschäfte unterbringen? Ich weiß aus persönlicher Erfahrung," fügte er lächelnd hinzu, ‚daß die Kaufherren uns Privatleuten, die wir nicht immer die uns verliehenen Pfunde zu nützen verstehen, zuweilen diese Gefälligkeit erweisen."



Herrn von Schröters Stirn bedeckte eine tiefe Röte, als er erwiderte: „Niemand kann eine Gutthat, wie sie mir jetzt von einem edlen Manne ange-

boten wird, höher schätzen als ich. Leider sehe ich mich nicht im stande, sie anzunehmen."

Der Prinz ergriff seine Hand. „Glauben Sie mir," sagte er eindringlich, „daß die Gutthat auf Ihrer Seite sein würde, falls Sie meinen Wunsch erfüllten. Ich verstehe Ihr Zögern. Sie ahnen, daß ich über das Sie betroffene Unglück unterrichtet bin — Sie wissen nicht, daß ich durch eigentümliche Fügung einen



tieferen Einblick in die Sachlage gewonnen und zugleich erkannt habe, welches unbedingte Vertrauen Sie nicht nur in den gesellschaftlichen, sondern vor allem auch in kaufmännischen Kreisen genießen. Ich habe ebenfalls erfahren, daß sich Ihnen gerade jetzt eine günstige Gelegenheit zum geschäftlichen Aufschwunge bieten würde, wenn Ihnen eine entsprechende Summe zur Verfügung stände. Auch von anderer Seite könnten Sie sich eine

solche verschaffen, nur daß Sie es bisher verschmähten, mit fremden Mitteln zu arbeiten. Wie ich von allem diesem Kenntnis nahm, lassen Sie mich Ihnen jetzt erklären."

Nach eingehendem Bericht schloß der Prinz: „Was läge näher, als daß ich Ihnen sagte: ‚Sie und Ihre liebe Frau haben mir und den Meinen mehr gegeben, als ich je annähernd gutmachen kann. Mein ganzes Herz verlangt nach Wiedervergeltung. Nun bietet sich mir eine Gelegenheit, mittelst des äußeren Besitzes, den ich mir nicht einmal durch eigene Arbeit erworben habe, Ihren Lebensweg in etwas zu erleichtern: gönnen Sie mir diese Wohlthat, mein teurer Freund, und seien Sie meines warmen Dankes im voraus versichert!' Aber ich sage das nicht, weil es nicht der Thatsache entspräche. Ich weiß, daß die Summe, die ich Ihnen anvertrauen möchte, bei Ihrer weitsichtigen Sachkenntnis und genialen Arbeitskraft auf das sicherste und vorteilhafteste angelegt sein wird, und darum schlage ich Ihnen vor: betrachten Sie mich als Ihren stillen Teilhaber! Sie werden mich vielleicht weniger ungeschickt finden als Sie annehmen dürften."

Herr von Schröter war aufgestanden, die Brust wogend von unaussprechlichen Empfindungen. Als nun der Prinz zu ihm trat, die Rechte gegen ihn ausgestreckt, ergriff er sie mit festem Druck und sah ihn großen Blickes an, unfähig, ein Wort zu sagen. Was in diesem heiligen Augenblick von den beiden edlen Männern an stummen Dankes- und Treuegelübden ausgetauscht wurde, weiß Gott allein.

Als gegen Abend Herr von Schröter den alten Jakob an seinen Fenstern vorübergehen sah, rief er ihn zu sich

herein, um ihm mitzuteilen, daß er heute von einem anderen Freunde die wirksamste Hilfe angenommen habe. Er wolle deshalb auch ihm das gegebene Versprechen halten, bis er ihn selber davon entbinden werde.

Auf Frau von Schröters Antlitz lag von nun an, wie Ida sagte, hellster Sonnenschein, wußte sie doch den geliebten Gatten von den schwersten Sorgen befreit. Auch Sascha und die beiden Mädchen erfreuten sich des neuen schönen Ausblickes in die Zukunft. Zugleich erfüllte sich an ihnen der Gottessegen, der in der Entbehrung und Arbeit für andere liegt. Das warme Mitgefühl für den Nächsten, die liebevolle Teilnahme an anderer Freud und Leid wurde immer lebendiger und thatkräftiger in ihnen, und ihre frühere Freude am Wohlthun verwandelte sich allmählich in ein unabweisbares Bedürfnis.

Prinzeß Maria, die wieder mit ihrem Vater im nachbarlichen Palais wohnte, kam wie sonst täglich zu den Freundinnen herüber. Sie sah oft blaß und verhärmt aus, denn der Kummer und die Sehnsucht nach der teuren Verstorbenen lasteten noch schwer auf ihr. Ida war nach wie vor ihre liebste Gefährtin, aber mit den meisten ernsteren Fragen und Anliegen kam sie zu Marfa. „Sie hat es mir geboten," sagte sie ihr einst, „und nicht wahr, du willst mich lieb haben wie sie?"

Aus Rücksicht auf den trauernden Vater und in der allen gemeinsamen schmerzlichen Erinnerung an die Dahingeschiedene waren die Hauskonzerte nicht wieder aufgenommen worden. Der Prinz aber ließ sich oft von Sascha vorspielen und allerlei musikalische Interessen darlegen. Eines Nachmittags führte er einen Besuch in der von Schröterschen Familie ein: Prinz Georg, den ältesten Bruder seiner verstorbenen Gattin, der, unver=

heiratet, die Musik als Lebenszweck verfolgte. Bald war das Band, welches gleichgesinnte Naturen verbindet, zwischen ihm und Sascha geknüpft. Nach kurzer Zeit machte er diesem den Vorschlag, in seiner Gesellschaft, als Freund und künstlerischer Berater, zu gemeinsamen Studien nach Italien zu gehen, dort seine neueste Schöpfung zu vollenden und zugleich mit ihm der Festigung der Gesundheit zu leben. Eine hohe Freude erfüllte den Jüngling bei der Aussicht, unter so allseitig günstigen Verhältnissen seinem Berufe folgen zu dürfen, ohne dem geliebten Vater schwere Opfer auferlegen zu müssen. Dieser selbst nahm, nach eingehender Besprechung mit seiner Gattin und dem fürstlichen Freunde, das schöne Anerbieten für den Sohn mit innigem Danke an.

Auch Prinz Friedrich gedachte, den Winter fern von Petersburg zu verleben, da Prinzeß Maria von dem Arzte ein Gebirgsaufenthalt unbedingt vorgeschrieben worden war. In vertrauter Stunde sprach er Herrn und Frau von Schröter seine ernsten Besorgnisse über diesen wohl oder übel auszuführenden Plan aus. „Das Kind dürfte diese Veränderung sehr schmerzlich empfinden und daher den beabsichtigten Nutzen nicht daraus ziehen,“ sagte er. „Der Umgang mit einer gleichgesinnten und annähernd gleichalterigen Genossin ist ihr, fürchte ich, fast zum Lebensbedürfnis geworden. Ich habe mich daher im Kreise meiner Verwandten nach einer solchen umgesehen, aber leider ohne Erfolg. So wird ihr nichts übrig bleiben, als sich in das Unvermeidliche zu fügen und des Frühjahrs zu harren, das uns, will's Gott, alle wieder hier vereinigen wird.“

Am folgenden Tage bat Herr von Schröter den Prinzen um eine Unterredung. „Ich bin gekommen,“

sagte er, „um im Einverständnis mit meiner Frau Eurer Hoheit eines unserer Kinder als Gefährtin der Prinzessin für die folgenden Monate anzutragen. Ich brauche nicht zu betonen, daß dieser Vorschlag ebensosehr aus teilnahmsvollem wie aus dankbarem Herzen stammt.“

Der Prinz sah schweigend vor sich hin. Dann stand er auf und zog Herrn von Schröter, der sich ebenfalls erhoben hatte, an die Brust. „Ich verstehe Sie ganz und nehme Ihr edles Anerbieten an,“ sagte er bewegt. „Nun aber lassen Sie uns zu Ihrer Gemahlin gehen, damit ich ihr danke, wie nur ein Vater, dem man sein Liebstes bewahren hilft, danken kann.“

Am Abend, kurz vor dem Schlafengehen, rief Frau von Schröter die beiden Mädchen zu sich, um ihnen das Vorgefallene zu berichten. „Ich weiß wohl,“ schloß sie, „daß bei allem Reiz, den eine solche Reise für ein jugendliches Gemüt haben muß, jeder von euch dieser Schritt schwer fallen würde. Aber hier darf kein Zweifel aufkommen, und so heißt es, sich beugen und willig hinnehmen, was Gott uns auferlegt.“

Beide Mädchen nickten still ihre Zustimmung. Plötzlich sagte Ida: „Mama, ich weiß, es wird Marsa treffen. Für Maria ist Helenens Wunsch Gebot.“

Ihre Cousine schmiegte sich dicht an Frau von Schröter. „O Tante,“ schluchzte sie, „ich bliebe viel, viel lieber hier, und müßte ich arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Im Grunde wäre doch Ida Prinzeß Maria viel willkommener — ach, und der Gedanke, nur aus Pflicht mitgenommen zu werden, ist mir schrecklich!“

Ida schaute teilnehmend zu ihr herüber. „Das mußt du nicht glauben,“ sagte sie. „Maria hat dich sehr, sehr lieb — und wird mich wahrscheinlich bald in deiner

Gegenwart vergessen: das ist auch schwer, und zwar für mich. — Und dann denke nur, wie es mir sein wird, wenn du, und sie, und Sascha — ihr alle fort seid!"

Sie stockte, lief auf ihre Mama zu und umschlang sie innig: „Verstehe mich recht, du Liebe! Ich bin ja bei euch — ach, und ich werde euch so lieben!"

Frau von Schröter legte die Arme um beide Kinder und zog sie an sich: „Glaubt nur, Papa und mir wird es auch nicht leicht fallen, eine von euch herzugeben. Aber wir dürfen die Sache nicht zu ernst auffassen: auf die Trennung folgt ein glückliches Wiedersehen — und in Gottes Vaterwillen ruhen wir alle."

Was Ida vorausgesehen hatte, erfüllte sich: Prinzeß Maria bat um Marfas Gesellschaft für den Winter. „Du verstehst mich, meine Ida," sagte sie, „ich muß thun, was Helene mir gebot — und ich thue es gern. Wir aber bleiben einander treu — nicht wahr, mein Liebling?"



13. Kapitel.

Trennung und Wiederkehr.

Als der Winter einsetzte, fuhren Prinz Georg und Sascha nach dem Süden. Frau von Schröter bezwang tapfer den Abschiedsschmerz, und auch ihr Sohn zeigte frohen Mut. Auf dem Bahnhof zog der Prinz Herrn von Schröter beiseite, um ihm ausführlich zu versichern, daß er Alexander wie seinen Augapfel zu hüten gedenke. Ida stand währenddessen traurig und blaß an ihres Bruders Seite. Er hielt ihren Arm fest an den seinen gedrückt und streichelte ihr immer wieder Haar und Wangen. Als das erste Zeichen zum Einsteigen gegeben wurde, beugte er sich flüsternd zu ihr herab: „Auf Wiedersehen im Frühjahr! Bete, daß ich wiederkehre als ein gesunder Mann! Habe die Eltern wo möglich noch einmal so lieb und bleibe mein munteres Vögelchen!“ Zu Marfa sagte er: „Vergiß mir die Ida nicht, und schreibe ihr fleißig in ihre Einsamkeit!“

Nach wenigen Minuten hatte der Zug die Reisenden davongeführt. Still und ernst kehrten die Zurückgebliebenen heim — was würde die Zukunft bringen?

Einige Tage später erfolgte die Abreise Prinz Friedrichs mit Maria, deren Erzieherin und unserer Marfa.

Diese hatte noch manchen inneren Kampf zu bestehen gehabt, sich aber schließlich zu einer gewissen Freudigkeit

durchgerungen. Helenens hatte sie gedacht, die gerade diese Zeit vorhergesehen zu haben schien — Marias, die so innig und fraglos den Wunsch der Verstorbenen ehrte — Prinz Friedrichs, dem die Freude über ihre Opferwilligkeit aus den Augen leuchtete — vor allem Herrn und Frau von Schröters, denen sie einen Teil ihrer Dankesschuld abtragen half. — Und dann zeigte sich die Liebe der Ihren jetzt doppelt hell und herzergreifend: nun sah sie, wie sehr sie das Kind ihrer zweiten Eltern, die Schwester Idas geworden war. „Ich verspreche dir," sagte diese einmal, „alle Eifersucht zu unterdrücken, mich stets daran zu erinnern, wie lieb ich dich habe — dich und Maria, und wie viel glücklicher ich bin als diese. Denn mir bist du immer eine Schwester, ihr kannst du es doch nur ein paar Monate ganz sein. Gedenken aber wollen wir drei beständig einander: besonders im Morgen- und Abendgebete."

Und nun ging es nach dem Süden: in das schneeglitzernde, sonnendurchwärmte Graubündtner Land, wo der Prinz in einem hochgelegenen klimatischen Kurort eine Villa mit Garten gemietet hatte. Schon die Fahrt dahin zeigte sich für Marfa, die bis dahin nicht über das Flachland hinaus gekommen war, aller Wunder voll, und dieser stete Wechsel der Landschaft, dieses ununterbrochene Insichaufnehmen half ihr über das quälende Heimweh hinweg.

Am Bestimmungsort angelangt, traf der Prinz sogleich eine genaue Tageseinteilung für die beiden Mädchen. Die frühen Morgenstunden wurden dem Unterricht gewidmet; dann begannen die gemeinsamen Ausflüge in die nahe oder fernere Gegend. Während ringsum auf Gebirg und Thal der feste reine Schnee lag, schien die Sonne so kräftig, daß die Fußgänger sich mit Strohhut, blauer

Brille und leichterer Kleidung gegen Licht und Wärme schützen mußten. Den hohen Bergstock in der Hand, weiche Filzgaloschen an den Füßen, um sich vor dem Ausgleiten zu bewahren, wanderten sie hinauf in die Berge, wo von der Kurgesellschaft schmale Pfade gangbar erhalten wurden. „Schwindelfrei müßt ihr aber sein oder es bald werden!“ hatte der Prinz gleich zu Anfang lächelnd bemerkt. Das war leichter gesagt als gethan, wie die Kinder rasch erfuhren. Das Passieren einzelner schwieriger Stellen kostete sie sogar Thränen. Es kam vor, daß sie sich an einer scharfen Wegesecke, wo der Abgrund unmittelbar vor ihnen aufzugähnen schien, auf den Boden setzten mit der Erklärung, nicht einen Schritt weiter gehen zu können. Doch der Prinz wie die tapfere Erzieherin, welche rasch alles Grauen überwunden hatte, halfen ihnen energisch auf und führten sie an der Hand, bis wieder „sicherer Grund“ gewonnen war. Allmählich aber verwandelte sich dieses hilflose Gefühl in kühne Unverzagtheit. Von da an war es ihnen, wie sie selber sagten, eine Wonne, festen Fußes dahin zu wandern, mit gleich freiem Blick für die dunkle Tiefe und die sonnenbeglänzte Höhe, wo Gletscher schimmerten und weite Schneefelder sich dehnten. Zuweilen sahen sie auf diesen schwarze kleine Punkte: Gemsen, wie ihnen das Fernrohr zeigte, welche die spärlichen Grashalme unter der weißen Winterdecke hervorscharrten.

Nachmittags besuchte man wohl die „Eisbahn,“ wo auf dem blank gekehrten „stillen See“ die Kurgäste in leichter Sommerkleidung lustig hin- und herfuhren. Oder es wurde, unter Schellengeläute und Peitschenknall, eine Schlittenfahrt unternommen, von der die Mädchen begeistert zurückkehrten. In der That offenbarte sich ihnen

da eine Fülle großartiger Naturschönheit: das majestätische Gebirgspanorama, ernste, schneebelastete Tannen am Wegesrand oder aus dem Abgrund geheimnisvoll hervorragend, hohe Felsendome, gefrorene Wasserfälle und Waldströme mit in die Luft starrenden, armesdicken Eisstrahlen.

Einmal, nach einem Ausflug in einen nicht allzufernen kleineren Kurort, fanden unsere Freunde den Rückweg durch eine soeben herabgefallene Lawine versperrt. Beim Eintritt in ein nahes Wirtshaus sahen sie im Flur zwei Gemsen liegen, die mit traurigem Blick zu ihnen herüberäugten. Die armen Tiere, erklärte der Wirt, seien von der Lawine herabgerissen und mit gebrochenen Vorderbeinen unten gelandet; er habe sie nicht gleich töten wollen, da er auf eine mögliche Heilung hoffe.

Als nach Wegräumung des Schnees die Heimfahrt fortgesetzt wurde, fragte Maria ihren Vater: „Hätten wir nicht leicht von jener Lawine getroffen werden können?"

„Gewiß, mein Kind," antwortete jener. „Du siehst, wie gnädig Gott uns behütet hat, und wie es not thut, uns in seinen Schutz zu stellen."

So vergingen die Wochen schnell unter den verschiedensten Eindrücken. Immer wieder aber flogen die sehnenden Gedanken zurück zu den Lieben. Maria, voll Rücksicht und wachsender Liebe für ihre Gefährtin, erfüllte das der jüngeren Freundin gegebene Treue-Versprechen voll und ganz. Bei jeder schönen Ueberraschung, jeder ihr neu bereiteten Freude entfuhr ihr: „Ach, wäre Ida hier!" Marfa berührte dies zuerst schmerzlich, oft peinlich, aber in dem Maße, wie sie und Maria einander näher kamen, trat jene unangenehme Empfindung zurück,

bis sie schließlich herzhaft und freudig in jenen Wunsch einstimmen konnte.

Das Weihnachtsfest kam mit Lichterbaum und einer großen, großen Kiste „von zu Hause," der Neujahrstag mit buntfarbigen Grüßen aus Petersburg, Deutschland und Italien.

Prinz Friedrich, der an dem sichtbaren Aufblühen Marias seine Herzensfreude hatte, unterhielt einen regelmäßigen Briefwechsel mit seinem Schwager und Sascha, dessen inzwischen vollendete Komposition mit großem Beifall aufgenommen worden war. Zahlreiche Verleger machten ihm glänzende Anerbietungen; der Zar selber verlieh ihm, neben einer anderen, Aufsehen erregenden Auszeichnung, das Diplom eines kaiserlichen Kammermusikers und verhieß ihm eine Professur an der Musikakademie seiner Hauptstadt. Der Jüngling schrieb voll Jubel über diesen Erfolg und über seinen Gesundheitszustand, der in der That nichts zu wünschen übrig lasse.

Frau von Schröter teilte Marfa mit, daß die geschäftliche Krisis glücklich überwunden und Aussicht auf ein sicheres und sogar rasches Zurückkehren des früheren Wohlstandes vorhanden sei.

Ida, die an Maria stets heitere Briefe schrieb, schilderte Marfa gegenüber ihr äußeres und inneres Leben in immer klarerer, abgeschlossener Weise. In diesen „Episteln," wie sie sich auszudrücken pflegte, trat der Ernst, die Tiefe ihres Wesens allmählich ganz hervor. Vater und Mutter, erzählte sie, würden ihr kostbarer von Tag zu Tag, Sascha schriebe herrliche Briefe, die mit den geliebten Schriftstücken aus der Schweiz bald eine Bibliothek bilden würden. Mit der Erledigung dieser Korrespondenz, der Studien und der häuslichen Arbeit

vergingen ihr die Stunden im Fluge, so daß nicht viel Zeit zur Sehnsucht übrig bliebe. Nur am Abend, in ihrem einsamen Zimmer, pflege sie sich einzustellen, auch wohl über Nacht, so daß der Morgen nicht selten ein thränenfeuchtes Kissen finde. — Am lautesten in ihren Klagen über Marfas Abwesenheit aber seien Matuschka und Jakob, welche die Rückkehr der „kleinen Herrin" schier nicht abzuwarten vermöchten.

Der Frühling zog ein in das Graubündtener Höhenland. Unter dem sich lockernden Schnee suchten die Freundinnen üppig sprießende Krokus von vielfarbiger Pracht. Die gefrorenen Waldbäche und Wasserfälle begannen zu tauen, und langsam verwandelte sich das schneegekrönte Thal in einen schmutzig grauen See mit zahlreichen Häuserinseln. Die Kurgäste flohen in Scharen, und endlich nahte sich auch für unsere Reisenden der Abschiedstag.

Der Prinz bereitete Marfa eine freudig-ernste Ueberraschung, indem er die Route über ihre Vaterstadt Lübeck legte.

Es war an einem milden Sonntag, als Marfa — auf ihre Bitte allein — zum ersten Mal wieder an das Grab ihrer Eltern trat. Sie fand es bedeckt mit weißen Rosen — eine Aufmerksamkeit Marias und deren Vaters, wie sie sofort erkannte. — Aufschluchzend sank sie an dem Hügel nieder und weinte heiße Thränen in die duftigen Blüten.

Als sie den Kirchhof verlassen wollte, traten ihr Prinz Friedrich und seine Tochter entgegen. Gemeinsam kehrten sie an das Grab zurück, beteten für die Verstorbenen, für die fernen Lieben und ihr eigenes Wohl. Hand in Hand, wenn auch unhörbar, gelobten die Mädchen Treue bis

zum letzten Atemzuge: gegeneinander und gegen das Gebot derjenigen, die, sie wußten es, vom Himmel segnend auf sie niederschauten.

Dann kam die Stunde, wo der Zug sie in den Bahnhof von St. Petersburg führte! Da standen Herr und Frau von Schröter, schon von ferne ihnen lebhaft und freudig zuwinkend. Da standen Prinz Georg und Sascha, letzterer in aufrechter Haltung und mit frisch ge-



bräunten Wangen — ein Bild aufblühender Gesundheit, wie sich Marfa sogleich sagte. Da standen Jakob und — o Wunder! Matuschka, jener in ruhiger Würde, diese zappelnd vor Erregung. Und da stand Ida, auf dem Arme — Unkas, mit gefülltem Blumenkörbchen am scharlachroten Halsband. „Seine eigene Idee!“ erklärte sie nach beendigter allseitiger Jubelbegrüßung. Ich fragte ihn: „Unkäschen, womit willst du unsere Reisenden bewillkommnen?“ Da schaute er mich verständnisinnig an

und — nieste! Das sollte heißen: „Mit duftenden Grüßen!“

Und nun ging es heim in das blütengeschmückte Haus, wo alles Licht und Freude atmete. — Als am Abend unsere Marfa sich glücklich=müde in die Kissen schmiegte und auf die leisen Atemzüge ihrer Cousine lauschte, stieg die Erinnerung an jene Stunde vor ihr auf, da sie zum ersten Male hier Ruhe gesucht und gefunden hatte. Anderthalb Jahre waren seitdem verflossen: eine Zeit mannigfacher und einschneidender Erfahrungen. Ihre Brust hob sich in heißem Dank: gegen die Ihren, die ihr so viel Liebe erwiesen; gegen die Dahingeschiedenen, die, sie fühlte es, ihr all diesen Segen erfleht hatten; gegen Gott, in dessen Vaterschutz sie so sicher ruhte. Mit sonnigem Lächeln schlief sie ein.

Schlummere süß, Marfa! Das Leben wird dir noch vieles bringen an Versuchung und Kampf, an Glück und Leid. Aber wir dürfen hoffen, daß du gelernt hast und immer mehr lernen wirst, all dieses zu tragen zu eigenem und anderer Heil.

Ende.

In derselben Sammlung sind weiter erschienen:

1. Bändchen: **Die Waldheimat.** Erzählung von Anna Benfey-Schuppe. Mit drei ganzseitigen Tonbildern von W. Schäfer und vielen Textillustrationen.

2. Bändchen: **Gut verzinst. — Der Berggeist. — Onkel Eduard.** Von Redeatis (Maria Petzel). Mit drei ganzseitigen Tonbildern von W. Schäfer und vielen Textillustrationen.

3. Bändchen: **Elsbeths Leiden und Freuden.** Ihren kleinen Freundinnen erzählt von Alinda Jacoby. Mit drei ganzseitigen Tonbildern von W. Schäfer und vielen Textillustrationen.

4. Bändchen: **Dorlie Werner. — Rosels Geheimnis.** Erzählungen für junge Mädchen von Anna Hilden. Mit drei ganzseitigen Tonbildern und 10 Textillustrationen von O. Herrfurth.

5. Bändchen: Das vorliegende.

6. Bändchen: **Aennili.** Von Carola von Eynatten. Mit drei ganzseitigen Tonbildern und 10 Textillustrationen von O. Maehly.

7. Bändchen: **Neue Lebenswege. — In der Fremde.** Erzählungen für junge Mädchen von Erna Velten. Mit drei ganzseitigen Tonbildern und 10 Textillustrationen von W. Schäfer.

Preis eines jeden Bändchens Mk. 1,20.

Liebe Leserinnen! Empfehlt diese Eure Bibliothek allen Freundinnen zum Lesen.

Um dieses bittet die

Verlagshandlung **A. Riffarth.**

M.Gladbach, Rheinland.